

Das Werk

Monatschrift der Vereinigten Stahlwerke A. u. S.

VI. Jahrg.

Düsseldorf, Juli 1926

Heft 4

Volkswohlfahrt und Volkssport.

Von Staatssekretär a. D. Dr. Lewald.

Wie ist es möglich, unser deutsches Volk wieder hinaufzuführen auf den Stand körperlicher und sittlicher Größe und Kraft, auf dem es vor dem Kriege und während des Krieges gestanden und von dem es im Kriege so wunderbare und erschütternde Beweise geliefert hat? Das ist eine Frage, wert, ihr ein Leben zu widmen, eine Frage von großer Wichtigkeit für Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Eine Hauptstütze unserer früheren Größe war die große Schule des Heeresdienstes. Denn was war der Grundgedanke der allgemeinen Wehrpflicht? War das Ziel lediglich, ein Heer zu schaffen, um unsere Grenzen zu verteidigen und gegen den Feind gerüstet zu stehen? Nein, die Erziehung, die jeder beim Heere bekam, war nicht nur eine militärische, sondern eine sittliche, war Erziehung zur Arbeit, zur Gesundheit, zur Selbstdisziplin, Verantwortungsfreudigkeit, zu Tatkraft und Gehorsam: kurz, zur Entfaltung derjenigen Tugenden, die in einer Volksgemeinschaft eigentlich die wertvollsten und erhabensten sind.

Nun ist uns durch den Friedensvertrag diese Schule des Volkes genommen. Reichspräsident von Hindenburg sagt dazu in seinen Lebenserinnerungen: „Vielleicht ist es die Schicksalsfrage nicht nur für das Volk, sondern auch für das wirtschaftliche Neugebäude unseres deutschen Vaterlandes, wie wir die große Schule für Organisation und Tatkraft, die wir an unserem alten Heere besaßen, wiedergewinnen. Schaffen wir nicht bald neue erzieherische Gesichtspunkte und treiben wir den Raubbau auf dem geistigen und sittlichen Boden unseres Volkes in der bisherigen Weise weiter, so werden wir die kostbarste Grundlage unseres Staatslebens frühzeitig bis zur völligen Unfruchtbarkeit und Ode erschöpfen!“

Wo finden wir nun diese neuen erzieherischen Kräfte? Nicht in der Kirche, denn eine das ganze Volk gewaltig packende religiöse Bewegung fehlt. Auch nicht in der Schule, denn auch hier erblicken wir Kampf über Kampf, und zudem überläßt sie den größten Teil unserer Jugend schon mit dem 14. Lebensjahr dem Wirtschaftsleben und dem Chaos der politischen Verheerung. Hindenburg hat später selbst die Antwort gefunden, indem er an den Reichsausschuß für Leibesübungen schrieb: „Förderung der Leibesübungen ist Dienst am Vaterlande!“ Auch eigene Erwägungen müssen uns zu diesem Ergebnis führen: Wir sind alle ärmer geworden, haben nicht nur unser Geld, sondern auch einen Teil unseres kostbarsten

Besitzes, Menschen und Land im Osten, Norden und Westen eingebüßt. Zwei Millionen Volksgenossen sind in der Jugendblüte dahingerafft, Kolonialbesitz wird uns immer noch verweigert, ungeheure wirtschaftliche Lasten sind uns aufgebürdet. Nur gewaltigste Konzentration aller Volkskräfte und ihre Steigerung auf ein Höchstmaß kann uns wieder zu lichterem Höhen führen.

Da sind systematische und nach richtiger Methode betriebene, das ganze Volk in allen seinen Schichten von der Kindheit an erfassende Leibesübungen nicht nur eine nützliche und erfreuliche Ergänzung von Mußestunden, sondern eine Notwendigkeit und eine Pflicht. Was früher als Erholung, als Ausfluß von Jugendfrische und Kraft mehr ein Spiel zu sein schien, ist nun für Deutschland mehr als für jeden anderen Staat und jedes andere Volk eine Lebensnotwendigkeit geworden.

Daß ein Volk im Wirtschafts- und Geistesleben nur dann leistungsfähig sein kann, wenn seine Masse im Kern körperlich gesund und kräftig ist, liegt auf der Hand. Hier ist der wundere Punkt! Man werfe einen Blick in die Statistik unserer Sozialversicherung! Die Denkschrift, die der Reichsarbeitsminister Dr. Brauns Ende vorigen Jahres dem Reichstag vorlegte, bietet ein erschütterndes Bild von der Verschlechterung des deutschen Gesundheitsstandes und von den daraus hervorgehenden, auf die Dauer kaum tragbaren Lasten, die der Volkswirtschaft dadurch aufgebürdet werden.

Die dem Staat, den Kranken- und Invalidenversicherungen zur Verfügung stehenden Geldmittel haben schon im vergangenen Jahre nicht mehr ausgereicht und geben für die Zukunft Grund zu großer Besorgnis. Schon immer mußte das Reich einen großen Beitrag zur Invalidenversicherung zahlen, im Jahre 1924 etwa 100 Millionen, 1925 etwa 150 Millionen, und 1926 sollen es noch mehr werden! 1913 betrug der Aufwand der Sozialversicherung 21 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung, 1925 76 Proz. mehr, nämlich 37 Mk.! Die Kriegsjahre, die Hungerblockade und das Wirtschaftselend der Inflationsjahre, die Arbeitslosigkeit haben die Widerstandskraft des Volkes so weit gedrückt, daß die Invalidität früher eintreten muß. Auch die der Vorkriegszeit gegenüber enorm gesteigerte Zahl der Geschlechtskrankheiten hatte das ihrige dazu getan.

Die ungeheuren Lasten, die daraus entstehen, herabzumindern, ist ebenso notwendig wie die Herabminderung der Steuern, die die Regierung beschlossen hat. Falsch wäre es, die Leistungen der Sozialversicherung herabzudrücken, nein, das Übel muß an der Wurzel gepackt

werden. Wir dürfen es gar nicht erst zur Krankheit kommen lassen, sondern müssen durch Leibesübungen vorbeugen.

Nicht Errichtung von Lungenheilstätten, Trinkerasylen, von Kranken- und Siechenhäusern, sondern Schaffung von Spiel- und Sportplätzen, Erziehung des ganzen Volkes von frühester Jugend an zu gesundheitlich richtiger Leibesübung, muß die Aufgabe der nächsten Zeit sein.

Unsere gesamte Jugend muß zum Sport erzogen werden. Zumal die erwerbstätige Jugend hat das nötig, denn sie braucht einen belebenden Ausgleich zu der Maschinenarbeit, die die Seele allzu leicht verkümmern läßt. Die Erholung, die zugleich Erziehung und Brauchbarmachung für das Volksganze sein soll, findet aber der junge Angestellte und Arbeiter nicht im Kino, nicht in der Kneipe und beim Tanz, auch nicht in der verseuchten Atmosphäre unverstandener Politisierung, nein, er soll hinaus in die freie Natur, dort sich austoben, alle Kräfte lösen und neue Freude sammeln für das Arbeitsleben. Das bringt feilsche und körperliche Ertüchtigung und vermeidet alle

die Schäden, die das Kneipen- und Kino- und Klassenkampfleben mit sich bringt.

In diesem Sinne kämpfen Deutschlands oberste Sportorganisationen, der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen und die Zentralkommission für Arbeitersport und Körperpflege, seit Jahren um die Ausbreitung der Leibesübungen im ganzen Volke. Leibesübung soll Lebensgewohnheit jedes einzelnen werden! Damit nun die Leibesübung auch wirklich die Wirkung für unsere Wirtschaft hat, die wir uns von ihr versprechen, gilt es, sie überall auf richtigem Wege zu leiten. Darum hat der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen eine Führerschule eingerichtet, die Deutsche Hochschule für Leibesübungen. Weiterhin dient zur allgemeinen Verbreitung der Bewegung das Deutsche Turn- und Sportabzeichen des D.R.A., das als Auszeichnung für eine bestimmte Reihe von guten körperlichen Leistungen allen Deutschen verliehen wird. In derselben Richtung wirken die allen Deutschen offen stehenden Deutschen Kampfspiele, die diesmal in Köln abgehalten werden. Alle unsere Arbeit steht unter der Parole: Durch Volkssport zur Volksgesundheit und zum Volksaufschwung!

Unfallgefahr und Rettungswesen im Bergbau.

Von Schulz-Nadler, Bochum.

Wenn in den letzten Jahren die Kunde von einem neuen Grubenunglück durch die Lande lief, hörte man oft die Ansicht, ob die Zahl der Unglücke sich nicht im Laufe der Zeit vermehrt habe. Betrachten wir nun die nachfolgenden Zahlen, die uns angeben, wieviel tödliche Unfälle z. B. im Oberbergamtsbezirk Dortmund stattgefunden haben:

Durchschnitt	überhaupt	auf 1000 Beschäftigte	auf 1 Mill. t Förderung
1901—1910. .	658,9	2,29	—
1911—1915. .	962,4	2,73	10,0
1916—1920. .	1256,4	3,47	14,6
1921.	1100,0	2,20	12,1
1922.	1056,0	2,08	11,3
1923.	655,0	1,27 *	16,4 *
1924.	860,0	2,27	9,5

Die Aufstellung erweist, daß wohl in den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren die Verluste etwas höher als im Frieden waren. Die ansteigende Unfallziffer ist jedoch darauf zurückzuführen, daß in diesen Jahren eine große Zahl von Frauen und Männern aus ehemals anderen Berufen im Bergbau Verwendung fanden, mit seinen Gefahren nicht vertraut waren und so ihnen natürlich leichter zum Opfer fielen. Vom Jahre 1924 ab aber — und das ist die Hauptsache — liegen die Verluste nicht mehr über den Friedenszahlen, sogar darunter. Auf 1000 Beschäftigte kamen in den Jahren 1901 bis 1910 im Durchschnitt 2,29 tödlich verunglückte, 1924 dagegen 2,27; und kamen in den Jahren 1911 bis 1915 auf 1 Million t Förderung 10 Tote, so beträgt diese Zahl 1924 nur 9,5.

Wie verteilen sich diese Unfälle nun aber auf die verschiedenen Gefahren, die den Bergmann umlauern? Aus der nachstehenden Tabelle ergibt sich, daß von 100 tödlichen Unfällen entfielen auf solche

	1921	1922
durch Stein- und Kohlenfall	35,6 %	39,9 %
„ die Förderung in blinden Schächten und Strecken	32,3 „	32,8 „
„ Explosionen	10,1 „	2,5 „
„ Schächte	7,0 „	8,4 „
„ Schießarbeit	5,5 „	5,6 „
„ böse oder matte Wetter.	2,8 „	3,5 „
„ sonstige Weise	6,7 „	7,3 „

Je ein Drittel aller tödlichen Unfälle geschieht also durch Stein- und Kohlenfall oder anlässlich der Förderung in den Strecken und blinden Schächten. Und auf das restliche Drittel verteilen sich alle anderen Gefahren. Nicht also die großen Grubenunglücke, die durch die Zeitungen in alle Welt bekannt werden, sind es, die die Hauptmasse der Todesfälle im Gefolge haben, sondern die täglichen, für die Allgemeinheit fast unbekannt bleibenden und nur unter den Lokalnotizen der örtlichen Zeitungen gemeldeten Unfälle einzelner Bergleute ergeben die Mehrzahl aller Unfälle. Und so sehr unser Mitleid auch den Opfern einer solchen Katastrophe gehört, nie dürfen wir darüber jene andern vergessen, die fast täglich ungenannt als Opfer ihrer Arbeit fallen.

Da der Ruhrkohlenbergbau in den letzten Jahren leider unter verschiedenen Explosionskatastrophen gelitten hat, wollen wir im folgenden die Entstehungsmöglichkeiten solcher Explosionen in ihren Hauptarten kurz untersuchen und sehen, welche Hilfsmittel uns die Wissenschaft und Technik zu ihrer Verhütung an die Hand gegeben hat.

Die uns umgebende Luft setzt sich aus 79 Teilen Stickstoff und 21 Teilen Sauerstoff in der Hauptsache zusammen. Die übrigen in der Luft enthaltenen Gase sind in einer so geringen Menge vorhanden, daß sie für den Menschen nicht von Bedeutung sind. Bei der Atmung werden diesem Luftgemisch nun 4 Teile Sauerstoff entzogen, die in der Lunge des Menschen von den roten Blut-

* Ergeben infolge des Ruhreinbruchs kein Vergleichsbild!

Körperchen aufgesogen werden, wofür sie etwa 4 Teile Kohlenensäure ausscheiden. Die ausgeatmete Luft besteht also aus 79 Teilen Stickstoff, 17 Teilen Sauerstoff und 4 Teilen Kohlenensäure. Trotz dieser noch verhältnismäßig großen Menge Sauerstoff genügt derartige Luft aber auf die Dauer für den Menschen nicht, er würde darin allmählich bewusstlos werden und in Todesgefahr kommen. Sind dies die gewöhnlich im Freien herrschenden Luftverhältnisse, so treten in geschlossenen Räumen und in der Grube unter Tage, wo der freie Luftstrom nicht ungehindert für eine stete Durchmischung der Luft sorgen kann, Veränderungen in der Luftzusammensetzung ein, die auf das Befinden des sich darin aufhaltenden Menschen von größtem Einfluß sind.

Ein jeder wird schon an sich selbst bemerkt haben, daß er an heißen Tagen manchmal besser, manchmal bedeutend schlechter arbeiten kann. Dies hängt vielfach mit dem Gehalt der Luft an Wasserdampf zusammen; je mehr davon in der Luft enthalten ist, desto geringer ist die Arbeitsfähigkeit des Menschen. Es kommt dies daher, daß der den menschlichen Körper bedeckende Schweiß in trockener Luft schnell verdunstet und hierbei auf die Haut abkühlend wirkt, während er in feuchten Räumen nicht so schnell verdunsten kann, da ja die Luft nicht mehr so aufnahmefähig ist und so keine Abkühlung für den Körper eintritt. Bemerkenswert ist, daß der menschliche Körper in Ruhe täglich $\frac{3}{4}$ Liter Wasser durch die Schweißdrüsen absondert. Diese Menge kann sich bei der Arbeit auf mehrere, ja 6 bis 8 Liter täglich steigern. Der Schweiß ist bekanntlich salzhaltig und so scheidet der Körper täglich mit dem Schweiß 10 bis 15 Gramm Kochsalz ab. Und dies letztere ist das Wichtige für den Heißluftarbeiter. Nicht die große Schweißbildung hat auf die Dauer Gesundheitsstörungen zur Folge, sondern die Abgabe des Salzes, und daher ist es ratsam für ihn, durch Trinken von Salzwasser oder Essen stark gesalzener Speisen seinem Körper die verlorene Salzmenge wieder zuzuführen. Ist nun also für den Bergmann bei hohen Temperaturen unter Tage möglichst trockene Luft am vorteilhaftesten, so ist andererseits zu beachten, daß ein trockener Wetterstrom begierig die an den Stollenwänden usw. befindliche Feuchtigkeit in sich aufsaugt, so die Staubbildung begünstigt und damit die Gefahren des Kohlenstaubes, auf die wir später kommen, heraufbeschwört.

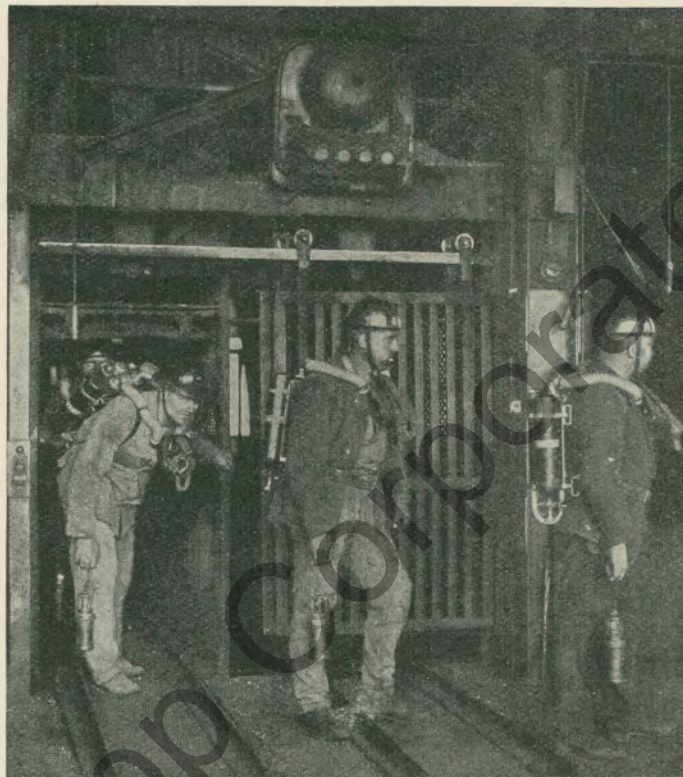
Wir sahen oben schon, daß der Mensch bei der Atmung Kohlenensäure ausscheidet. Es ist dies ein farb- und geruchloses Gas, das auf der Zunge nur schwach säuerlich schmeckt. So angenehm wir es bei Selterwasser empfinden, so gefährlich kann es für den Menschen werden, wenn es in größeren Mengen auftritt. Unter Tage wird

es nun außer vom Menschen noch gebildet durch das Brennen der Lampen — soweit sie nicht elektrisch sind — und entsteht weiterhin bei der Schieferarbeit. Die hierbei sich bildenden Mengen werden aber in der Regel bei einem nur einigermaßen in Ordnung befindlichen Wetterstrom für den Menschen unschädlich bleiben. Gefahr droht, wenn es in größeren Mengen sich in abgebauten Grubenteilen bei der Zersetzung der noch dort befindlichen Kohlenreste und des vielleicht langsam in Fäulnis übergehenden Grubenholzes unter der Einwirkung des Luftsauerstoffs bildet. Da es schwerer als Luft ist, sammelt es sich immer an den tiefsten Punkten; fehlt hier also die richtige Lüftung, so besteht die Gefahr, daß der in eine solche

Kohlenensäureansammlung kommende Mensch erstickt. Da dies Gas durch die menschlichen Sinnesorgane nicht bemerkt wird, besteht die einzige Möglichkeit seines Erkennens in dem Mitführen der Sicherheitslampe, die in dem Gas ausgeht und so ihren Träger zur schleunigen Umkehr mahnt.

Etwa hundertmal gefährlicher als Kohlenensäure ist das ihr verwandte Kohlenoxyd. Es ist ebenfalls geruch-, farb- u. geschmacklos. Bei seinem Vorhandensein gibt die Sicherheitslampe jedoch kein Warnungszeichen, sie brennt gleichmäßig in kohlenoxydhaltiger Luft weiter. Das Kohlenoxydgas bildet sich hauptsächlich bei Grubenbränden und tritt als Nachschwaden bei Schlagwetter- und Kohlenstaub-Explosionen auf. Seine große Gefährlichkeit beruht darauf, daß es zu den roten Blutkörperchen des

Menschen eine etwa zweihundertfünfsigmal so große Verwandtschaft hat als der Sauerstoff. Kommt es in die Lunge, so stürzt es sich auf die Blutkörperchen, füllt diese mit sich an und verdrängt den Sauerstoff. Wir haben weiter oben gehört, daß die Luft für gewöhnlich 21% Sauerstoff enthält; befindet sich nun in ihr daneben nur 0,02 bis 0,03% Kohlenoxyd, so genügt dies, um 25 bis 30% der menschlichen Blutkörperchen von der Sauerstoffzufuhr abzuschneiden. Dies ist für den Menschen eben noch zu ertragen. Steigt der Kohlenoxydgehalt der Luft jedoch auf 0,3%, so schaltet er 80% der roten Blutkörperchen aus und führt dadurch den Tod des gesunden Menschen herbei. Bei blutarmen und schwerarbeitenden Menschen tritt dieser Augenblick schon früher ein; sie bekommen Herzklopfen, Kopfschmerzen, um dann ohnmächtig zu werden. Da eine kurze schwere Vergiftung für den menschlichen Körper weniger schädlich ist als eine langanhaltende leichte, ist bei der Wiederbelebung eines Kohlenoxydvergifteten die möglichst schnelle Entfernung dieses Giftstoffes aus der Blutbahn unbedingt nötig. Dies bewirkt allein der Sauerstoff; alle andern in der Luft enthaltenen Gase sind nur hinderlich. Man wird also dem



Rettungstrupp bei der Ausfahrt.

Vergifteten möglichst reinen Sauerstoff zuzuführen versuchen. Wichtig ist weiter, daß die oben beschriebene Kohlenäure auf die Lungengefäße eine die Atmung beschleunigende Wirkung ausübt; mischt man dem Sauerstoff also etwas Kohlenäure bei, so wird ein schnellerer Gasaustausch in der Lunge erreicht und der Mensch von dem Kohlenoxyd so am ehesten befreit. Mit Kohlenoxyd bis an die Grenze der Lebensfähigkeit vergiftete Hunde hatten noch 10% Kohlenoxyd in ihrer Blutbahn nach 2 Stunden 20 Minuten, nachdem sie in frische Luft gebracht waren, 1 Stunde 40 Minuten, nachdem sie Sauerstoffatmung erhalten hatten, 1 Stunde 20 Minuten, nachdem sie in frische Luft mit 10% Kohlenäure gebracht waren und nur 22 Minuten, nachdem sie in ein Gemisch von 90% Sauerstoff und 10% Kohlenäure gebracht waren.

An letzter Stelle wollen wir uns nunmehr mit dem Grubengas beschäftigen, auch Sumpfgas, leichter Kohlenwasserstoff oder Methan genannt. Es ist ebenfalls farb- und geruchlos, leichter als Luft und sammelt sich daher stets an den höchsten Punkten. In reinem Zustand verbrennt es an der Luft nach erfolgter Entzündung mit hellblauer, wenig leuchtender Flamme. Man kann sein Vorhandensein daher daran erkennen, daß die Flamme der Sicherheitslampe, so wie sie in ein Grubengasgemisch kommt, länger und stärker brennt. Ist das Gas aber mit Luft schon gemischt und kommt dann zur Entzündung, so explodiert es und ergibt die bekannte Schlagwetter-Explosion. Der Name Schlagwetter kommt daher, daß das Gas infolge seiner Explosionstemperatur von etwa 2650° sich im Moment der Explosion gewaltig ausdehnt und so einen mächtigen Luftstoß in den Grubengängen erzeugt, der alles im Wege Stehende aufwirbelt, oft ganze Förderwagen umwirft, Grubenböden umknet und mit seiner Hitze alles tötet. Durch das Entlangstreichen an den kalten Grubenwänden wird der Luftwelle aber schnell die Hitze entzogen, so daß sich der bei der Explosion in dem Explosionsgemisch bildende Wasserdampf fast unmittelbar nach der Explosion als Wasser niederschlägt, dadurch eine Volumenverminderung eintritt und nun ein Rückschlag der Außenluft nach der Explosionsstelle einsetzt. Dies Grubengas entsteht ähnlich wie Kohlenäure bei der Vermoderung pflanzlicher Stoffe unter Luftabschluß, bildet sich also in den Kohlenflözen, und zwar am meisten in den Fettkohlenpartien, weniger in den Gas- und Gasflammkohlen und selten in den Magerkohlen. Da es meistens das über und unter den Flözen befindliche Gebirge nicht durchdringen kann, sammelt es sich in etwa vorhandenen Hohlräumen an und steht hier unter hohem Druck. Wird nun auf einen solchen gasgefüllten Hohlraum hin die Kohle abgebaut, so tritt entweder der Augenblick ein, wo die noch anstehende Kohle dem Überdruck, der manchmal 20 und mehr Atm. beträgt, nicht standhält, das Gas die Kohle in die Abbaubetriebe hineinsprengt und diese er-

füllt, oder es wird ein solcher Hohlraum angebohrt oder angehauen und das Gas strömt als Bläser aus. In beiden Fällen besteht die Gefahr, daß die dort befindlichen Bergleute in dem Gase ersticken und durch eine zufällige Funkenzeugung beim Schießen, Schrämen oder dgl. das Gasgemisch zur Explosion kommt.

Neben diesen plötzlichen Gasausbrüchen ist aber das dauernde Entströmen des Gases aus der Kohle an den Abbaustellen und im alten Mann (schon abgebauten Flözen) von Wichtigkeit. Langsam entweicht es der Kohle und sammelt sich infolge seiner Leichtigkeit an den örtlich höchsten Punkten, wenn hier der frische Wetterstrom nicht für seine dauernde Fortführung sorgt. In den Jahren 1900 bis 1918 kam derartiges Gas in 607 Fällen zur Explosion. Die Entstehungsursache hierfür war in

357 Fällen unsachgemäßer Gebrauch der Sicherheitslampe, in 146 Fällen Schießarbeit, 38 mal unbefugtes Öffnen der Lampen oder Benutzen von Feuerzeug, 36 mal offenes Geleucht, 23 mal unbekannte Vorgänge und einmal Funkenreißen beim Schrämen und Bohren. Dabei ist zu beachten, daß in den Jahren 1900 bis 1918 Bohr- und Schrämmaschinen in bedeutend geringerem Maße zur Verwendung kamen als heute, so daß sich also die Verhältniszahlen in den letzten Jahren etwas verschoben haben werden.

Haben wir in vorstehendem gesehen, welche Gefahren dem Bergmann aus der verschiedenartigen Zu-

sammensetzung der ihn umgebenden Luft entstehen und hierbei das Entstehen einer Schlagwetter-Explosion dargestellt, so muß in folgendem eine andere Explosionsmöglichkeit erwähnt werden, die neben und oft zusammen mit der Schlagwetter-Explosion eintritt:

Die Kohlenstaub-Explosion.

Es dürfte jedermann einleuchtend sein, daß in einem Grubenbetrieb, wo die Kohle abgesprengt und abgehakt, sodann auf Förderwagen geladen und oft kilometerweit zum Schacht gefahren wird, ein gewisser Prozentsatz der Kohle zerrieben und zu Staub wird. Die Höhe dieser Staubbildung hängt von der inneren Festigkeit der Kohle ab. So zerfällt die Fettkohle weniger leicht als die Magerkohle; trotzdem läßt sich aber eine derartige Bildung von kleinsten Kohlentelchen und deren Zermahlung zu Staub nirgends vermeiden. Jeder weiß, daß kleingespaltenes Holz schneller anbrennt als ein dicker Kloben, weil eben die Luft mit dem kleingespaltenen Holz eine größere Berührungsmöglichkeit hat, etwa darin enthaltene Feuchtigkeit leichter herausziehen kann und die entstehende Flamme auch eine größere Angriffsfläche hat. Genau die gleichen Erscheinungen treten bei der Kohle auf. In je kleinere Teile ein Kohlenstück zerlegt wird, desto größer ist die von ihm gebildete Gesamtfläche und desto eher entflammt es in seiner Gesamtheit. Wird das Stück nun zu Staub zermahlen, so ist die Zahl der einzelnen Teilchen unendlich



Ziehen einer Brandmauer.

groß; benötigt ein zusammenhängendes Kohlenstück eine gewisse Zeit zum Verbrennen und entwickelt in dieser ganzen Zeitdauer eine gewisse Wärme, so wird, wenn es zu Staub zermahlen ist, seine Brenndauer bedeutend abgekürzt, ja auf einen Augenblick beschränkt, da jedes Staubeilchen zum Verbrennen nur einen Augenblick benötigt, und die Wärmeentwicklung ebenfalls auf einen Augenblick zusammengedrängt und so eine bedeutend höhere Wärme erzeugt. Diesen Vorgang — Verbrennung in einem Augenblick mit gleichzeitigem Freiwerden großer Wärmemengen — nennen wir eine Explosion; und derart geht denn auch die für den Bergmann so gefährliche Kohlenstaub-Explosion vor sich. Der sich in der Grube bildende Kohlenstaub wird zunächst infolge seiner Schwere zu Boden sinken und dort liegen bleiben. Zur Explosion ist aber neben der Entzündung nötig, daß jedes Staubeilchen von Luft umgeben ist; der auf dem Boden liegende Staub ist an sich ziemlich ungefährlich, da seine oberste Schicht nur mit der Luft in Berührung kommt. Soll dieser Staub also explodieren, muß er vorher in dem Raum aufgewirbelt werden. Dies kann nur geschehen durch das Abfeuern eines Sprengschusses oder eine oben beschriebene Schlagwetter-Explosion. In beiden Fällen bildet sich bekanntlich ein Luftstoß, der den Kohlenstaub aufwirbelt, und hinterher eine mehr oder weniger große Stichflamme, die den aufgewirbelten Kohlenstaub entzündet. Ereignet sich eine derartige Kohlenstaub-Explosion auf einer Zeche mit fetthaltiger, backender Kohle, so findet man hinterher den Kohlenstaub als dicke Rotskrusten in den Grubengängen, an der Zimmerung usw., und zwar meist an der dem Explosionsherd abgewandten Seite, was seine Erklärung darin findet, daß der zuerst kommende Luftstoß an den Rückseiten der ihm im Wege befindlichen Hindernisse den Kohlenstaub sitzen läßt, der sodann durch die Explosion dort verkokt wird, während der andere aufgewirbelte verbrennt. Bei nicht backender Magerkohle fühlt sich der übrig gebliebene Kohlenstaub hinterher körnig und sandig an. Bei der Explosion bilden sich des weiteren Nachschwaden, bestehend aus Kohlenoxyd, so daß, falls durch eine derartige Explosion einzelne Strecken zu Bruch gegangen sind und dadurch noch am Leben gebliebene Bergleute vom Rettungsweg abgeschnitten sind, diese einer Kohlenoxydvergiftung erliegen müssen, wenn nicht schnell genug Rettung von außen kommt.

Bei den Abwehrmaßnahmen gegen derartige Kohlenstaub-Explosionen ging man früher von dem Gedanken aus, man müsse den Kohlenstaub durch Wasserzusatz so schwer machen, daß er nicht aufgewirbelt werden könne. Man

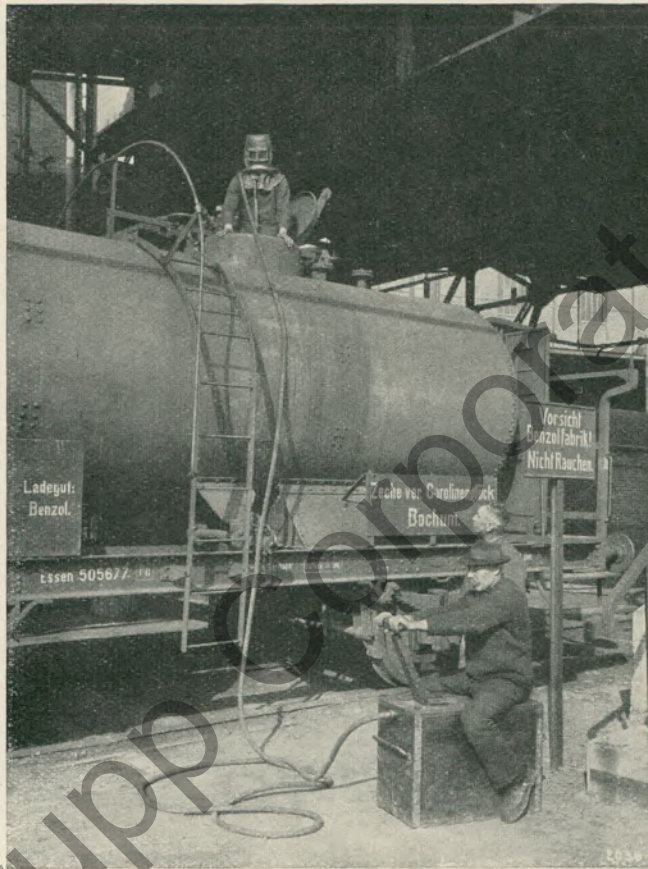
führte daher das sogen. Berieselungssystem ein. Hierbei wird durch die ganze Grube ein Netz von Wasserleitungsröhren verlegt und am Schacht, in den Förderstrecken und an den Abbaustellen, überall wo sich Kohlenstaub bilden kann, wird täglich alles mittels Handschlauchs besprüht, so daß der etwa vorhandene Kohlenstaub mit Feuchtigkeit durchtränkt wird. Ebenso wird vor Entzünden einer jeden Sprengladung die Umgebung in einer gewissen Entfernung besprüht. Diese Berieselung hat nebenbei noch den Vorteil, daß zu jeder Zeit in allen Teilen der Grube Wasser zur Hand ist, so im Falle eines Grubenbrandes und zur Verwendung als Sprühdrüse zwecks Verstärkung des Wetterstroms.

Von Nachteil ist sie insofern, als das Wasser das umliegende Gestein bei seinem Eindringen aufquellen läßt und so die Instandhaltung der dadurch erhöhten Gebirgspressungen ausgesetzten Grubenbaue sich stark verteuert; außerdem wird die Luft natürlich schneller mit verdunstetem Wasser gesättigt und dadurch, wie wir oben gesehen haben, das Arbeiten in der Grube erschwert.

Im Hinblick auf diese Nachteile ist man in letzter Zeit zu dem sogen. Gesteinsstaub-Verfahren zwecks Verhütung der Kohlenstaub-Explosionen übergegangen. Hierbei wird an Stelle des Wassers fein gemahlener Gesteinsstaub überall über den Kohlenstaub gestreut, des weiteren werden in den Grubengängen in bestimmten Entfernungen sogen. Gesteinsstaubschranken errichtet. Dies sind quer zur Streckenrichtung dicht unter der Decke angebrachte breite Bretter, auf die hoch Gesteinsstaub geschüttet ist. Wird nun durch einen Luftstoß der Kohlenstaub aufgewirbelt, so

wird gleichzeitig der Gesteinsstaub mit emporgesiffen, und wenn der Luftstoß an einer derartigen Schranke vorbeistreicht, wirbelt er den darauf liegenden Staub empor, so daß sich eine äußerst dichte Gesteinsstaubwolke bildet. Folgt nun eine Flamme dem Luftstoß, so entzieht der Gesteinsstaub dadurch, daß er erhitzt wird, der Flamme einen großen Teil ihrer Hitze und bringt sie so zum Erlöschen. Mit diesem Verfahren sind in der letzten Zeit besonders gute Erfahrungen gemacht worden und es ist auf fast allen Gruben zur Einführung gelangt.

Die Bezeichnung Gesteinsstaub ist eigentlich nicht sehr glücklich gewählt, da der Laie mit dem Begriff Gestein stets etwas Hartes, Kantiges verbinden wird. Gerade das ist aber hier nicht der Fall — darf nicht der Fall sein —. Es ist klar, daß sich vor Ort, wenn Sprengschüsse gelöst werden und dazu vorher alles eingestaubt ist, durch den Luftdruck eine dichte Staubwolke bildet und die dort befindlichen Bergleute große Mengen davon mit einatmen. Hätten die einzelnen Staubeilchen nun selbst nur bei



Reinigen eines Kesselwaggons.

starker Vergrößerung sichtbare scharfe Kanten und Spitzen, so würden sie für die feinen Luftwege in der menschlichen Lunge eine große Gefahr bedeuten, da sie die zarten Häutchen darin ständig reizen und wund machen würden, so daß diese für das Eindringen von Tuberkelbazillen geradezu vorbereitet wären. Man muß also einen Stoff nehmen, der weich ist und auch unter dem Mikroskop sich in Staubform als möglichst rundes Gebilde zeigt. Nach längeren Versuchen hat sich der Tonschiefer als am besten geeignet erwiesen. Er besitzt noch einen weiteren Vorzug: Feuchtigkeit nur ganz gering in sich aufzunehmen. Es ist dies insofern wichtig, als die Staubeilchen möglichst leicht sein müssen, um bei einem Luftstoß richtig aufgewirbelt zu werden. Wasserhaltiger Staub ist aber schwer und daher unbrauchbar. Dieser Tonschieferstaub — auch in seiner Beschaffungsverhältnismäßig billig — hat sich bei den verschiedenen Explosionen einwandfrei bewährt, so daß seine Verwendung auf allen Gruben mit gefährlichem Kohlenstaub jetzt bergpolizeilich vorgeschrieben ist.

Welche Hilfsmittel hat unsere Wissenschaft und Technik nun gefunden, um dem Menschen den Aufenthalt in einer Luft, die mit den oben beschriebenen Gasen erfüllt ist, trotzdem zu ermöglichen?

Ein jeder von uns kennt wohl die Gasmasken, die unsere Truppen im Kriege gegen die feindlichen Giftgase schützten. Sie sind jedoch zur Verwendung im Bergbau ungeeignet. Für ihre Benutzung ist Voraussetzung, daß die Luft den zur menschlichen Atmung nötigen Sauerstoff, also 21%, enthält; die in den Gasmasken befindlichen Einsätze sind nur eine Art Filter, welche die der Luft beigemischten unatembaren Gase absorbieren, binden oder sonstwie zurückhalten sollen. Unter Tage, im Grubenbetrieb, besteht nun aber stets bei einem Auftreten der oben beschriebenen Giftgase die Gefahr ihres Erscheinens in derart großen Mengen, daß die Luftzusammensetzung für längere Zeit wesentlich geändert wird, die Giftgase also einen großen Prozentsatz des dort befindlichen Luftgemisches ausmachen und der Sauerstoffgehalt dadurch unter die notwendige Zahl von 21% herabgedrückt wird. Würde man nun in ein derartiges Luftgemisch, in dem z. B. 6% Kohlenoxyd sind und das daher bloß 15% Sauerstoff enthält, mit einer Gasmaske, die einen das Kohlenoxyd abhaltenden Einsatz enthält, hineingehen, so würde zwar gegen eine Kohlenoxydvergiftung der Einsatz schützen, aber man würde nach wenigen Augenblicken Atembeschwerden bekommen, da die Luft eben nicht mehr genügend Sauerstoff enthält und bei längerem Aufenthalt darin ersticken. Man mußte sich daher bei der Schaffung eines für den Grubenbetrieb geeigneten Atmungsgeräts gänzlich unabhängig machen von den vielseitigen Möglichkeiten und Zufälligkeiten der jedes-

maligen Luftzusammensetzung und ein Gerät schaffen, das seinem Träger unter allen Umständen den für seine Atmung nötigen Sauerstoff zuführt.

Handelt es sich nun darum, in einen mit Brandgasen z. B. erfüllten Raum einzudringen, der dicht am frischen Wetterstrom liegt, oder soll ein mit Benzoldämpfen erfüllter Kesselwaggon gereinigt werden, so benutzt man seit langen Jahren schon ein sogen. Schlauchgerät, bei dem sein Träger durch einen Schlauch mit der guten Luft in Verbindung steht. Entweder saugt er sich die Luft beim Atmen selbst durch den Schlauch an oder sie wird ihm durch einen Blasebalg zugetrieben. Der Träger kann so bis etwa 200 Meter in unatembare Gase vordringen. Das

bei ihm befindliche Schlauchende mündet in einer Gesichtsmaske und ist auf seinen Schultern befestigt.

Sind die Entfernungen jedoch größer, so ist diese Art Gerät unbrauchbar. Bis auf den Anfang des vorigen Jahrhunderts gehen die Versuche zurück, frei tragbare Geräte zu schaffen, die den Träger von der Luftzufuhr von außen unabhängig machen. Da Versuche, den durch Verflüssigung komprimierten Sauerstoff in transportfähigen Behältern unterzubringen, nicht befriedigten, ging man dazu über, die Ausatemungsluft des Menschen wieder zu verwenden, da ihr ja nur ein Teil des in ihr enthaltenen Sauerstoffs entzogen war. Diese Ausatemungsluft enthält jedoch 4% Kohlenensäure, die vor der neuen Einatmung entfernt sein muß.

Auf diesen Vorgängen sind alle heute in Gebrauch befindlichen Geräte aufgebaut: Die vom Träger ausgeat-

mete Luft geht durch eine sogen. Patrone, die mit Alkali ausgefüllt ist; hier wird ihr die Kohlenensäure entzogen, so dann erhält sie aus einer Sauerstoffflasche einen Zusatz von frischem Sauerstoff, womit sie ihre natürliche Zusammensetzung zurückerlangt hat und nun wieder vom Geräteträger eingeatmet wird. Der Träger ist also von der ihn umgebenden Außenluft völlig unabhängig gemacht. Derartige Geräte waren am 31. Dezember 1924 in Preußen 2668 und davon im Oberbergamtsbezirk Dortmund 1268 Stück vorhanden. 3. St. ist die letztere Zahl auf 1400 gestiegen. Zum Vergleich sei bemerkt, daß in ganz England bei der dreifachen Förderung sich nur gegen 1600 Geräte befinden. Bei dem Grubenunglück Minister Stein am 11. Februar 1925 konnten daher in vier Stunden gegen 150 Rettungsleute mit fast ebensoviel Geräten zur Hilfeleistung bereitgestellt werden, und sechs Stunden nach der Katastrophe waren rund 350 Rettungsleute mit etwa 200 Geräten zur Verfügung, eine Zahl, die zu den umfangreichen Arbeiten vollauf genügte, ja nicht einmal ganz benötigt wurde.



Wiederherstellungsarbeiten an der Gaszuführungsleitung unter einer Koksofenbatterie.

La Gomera.

Reiseerinnerungen von Geh. Bergrat Prof. Dr. Curt Sagel.

Raum 6 bis 8 Dampferfahrtstunden von Santa Cruz de Tenerife, einem der Hauptknotenpunkte des Weltverkehrs, entfernt, liegt einsam und nahezu unbekannt eine Insel im Meere, die sowohl wegen ihrer Naturschönheiten, wegen ihres wundervollen Klimas als auch ihrer wirtschaftlichen Bedeutung halber wohl verdiente, genauer bekannt und öfter besucht zu werden — La Gomera.

Ich rechne es zu den schönsten und erfreulichsten Ereignissen meines Lebens, daß es mir im Verlaufe meiner Studien und in meinem Beruf als Geologe vergönnt war, diese so unbekannte und noch nahezu unberührte paradiesische Insel mit ihren zum Teil unvergleichlichen Schönheiten genauer kennenzulernen und zu studieren. La Gomera erhebt sich als kleines, aber sehr ausgeprägtes Gebirge schroff und steil aus dem Ozean, dessen große Dünung ungebrochen auf der Nord- und Nordwestküste der Insel brandet und bis zu unwahrscheinlicher Höhe an den steilen Uferklippen emporschlägt. Hier ist die abgenutzte und meistens übertriebene Redensart von den „haushohen“ Wellen einmal Wirklichkeit, hinter der das Vergleichsbild stark zurückbleibt!

Die Insel ist ziemlich regelmäßig kreisrund, mit etwa 22 km Nord-Süd- und 25 km Ost-West-Durchmesser — also etwas kleiner als Rügen — und erhebt sich in der Mitte, im Alto de Garagonai, bis zu 1386 m über dem Meere, während die Uferklippen im allgemeinen 100 bis 600 m schroff bis fast senkrecht zum Meere abfallen.

Bei der relativ sehr großen Höhe der kleinen Insel und dem dadurch bedingten ungewöhnlich steilen Gefälle der Täler — mehr als 1300 m auf weniger als 10 km Horizontal-entfernung — sind die Täler (Barrancos) ungeheuer tief und steil eingeschnitten und zeigen oft bis zu 600 m hohe, größtenteils senkrechte Wände, dadurch die Insel zum Teil

zwar außerordentlich malerisch, aber überall ungewöhnlich unwegsam und schwer passierbar machend. Um eine geringe Luftlinien-Entfernung von 5 bis 6 km zurückzulegen, muß man oft drei oder vier derartig steile, unwegsame Täler kreuzen und so 1000 bis 1200 m Vertikalsteigung überwinden, was bei dem geradezu unglaublichen Zustand der dortigen „Wege“ meistens

keine Kleinigkeit und kein Vergnügen ist. Ich habe in bezug auf schlechte Wege in den Hochalpen, in Spanien, Portugal und auf Madeira allerlei Erfahrungen gesammelt und manches erlebt — an die „Wege“ von La Gomera reicht nichts heran, was ich sonst gesehen und erlebt habe; das übersteigt die Produkte auch der ungebändigsten Phantasie und könnte teilweise fast als Kletterschule für Hochtouristen dienen.

Unglaublich verschieden sind die Nord- und Südseite dieser kleinen Insel.

Der Norden ist größtenteils von paradiesischer Schönheit der Landschaftsformen und der Vegetation, die in einigen abgelegenen Tälern noch Reste des ursprünglichen wundervollen Lorbeerurwaldes aufweist, der einst vor 500 Jahren bei der normännisch-spanischen „Conquista“ fast die ganzen Kanarischen Inseln bedeckte und seitdem durch den Unverstand und die Waldfeindlichkeit der Spanier und ihrer Ziegen fast ganz ausgerottet ist. Im Gegensatz dazu ist der im „Regenschatten“ liegende Süden größtenteils eine kahle, ausgebrannte, steinige Steppe, mit schroffen, steilen Klippen und Felswänden, auf denen

fast nur die sonderbaren kanarischen, so sehr kaktusähnlichen Wolfsmilchgewächse und einige andere, besonders der Trockenheit angepasste Wüstenpflanzen gedeihen.

Nur wo am Boden der Täler noch Wasser in erreichbarer Tiefe vorhanden ist oder auf den tiefer gelegenen, flacheren Stellen, zu denen aus dem hohen, gebirgigen



La Gomera.



Am Barranco de la Guancha.

Innern der Insel noch Wasser hingeleitet werden kann, ist der Anbau von Kulturpflanzen: Dattelpalmen, Mais, Gerste, Weizen, Tomaten, Frühkartoffeln, Bataten und zum Teil Bananen, möglich, liefert dann aber bei der ungeheuren Fruchtbarkeit des vulkanischen Bodens ganz unwahrscheinlich große Erträge, die man gesehen haben muß, um sie für wirklich und nicht für Übertreibung zu halten.

Die Wasserbeschaffung ist hier, wie überall auf den Kanarischen Inseln, die grundlegende Bedingung für jede landwirtschaftliche Nutzung des Bodens und erfordert die bei weitem größte Arbeit des Landmanns, da es von Ende Februar bis Anfang November eigentlich überhaupt nicht regnet, abgesehen von vereinzelten feinen Sprühregen oder feuchten Nebeln, die noch im März—April auftreten.

Vom April ab fließt auch das Wasser in den tiefer gelegenen Teilen der Flußtäler nur noch unterirdisch in den groben Schottern und Riesen, die die Talsohle bedecken und aus denen es mühsam aus Brunnen mit von Ochsen angetriebenen Schöpfwerken herausgeholt und auf die Felder verteilt werden muß. Alles übrige sind nackter Fels und Schlacke, da ja die ganze Insel aus vulkanischen Gesteinen, Lava, Schlacken, Aschen usw. besteht; dieser nackte Boden strahlt, wenn die Sommer Sonne darauf scheint, eine geradezu infernalische Hitze aus. Im Gegensatz dazu sind Norden und Nordwesten der Insel, die im Bereich der ozeanischen Regewinde liegen, außerordentlich feucht und wasserreich; die Bäche führen das ganze Jahr reichlich Wasser; mehrere, zum Teil erstaunlich hohe, schöne und wasserreiche Fälle stürzen über die hohen, senkrechten Wände der Barrancos und verleihen so der Landschaft einen besonderen Reiz. Die großen Wasserfälle von Agulo, die über 200 m hoch herunterstürzen, kann man aus fast 40 km Entfernung von Teneriffa aus sehen.

In der Region etwa zwischen 1000 und 600 m Meereshöhe gedeiht in diesen nördlichen und nordwestlichen Gebieten, vornehmlich im Barranco del Cedro, noch der Rest des wundervollen Lorbeerwaldes, der einst fast die ganze Insel bedeckt zu haben scheint, wenn man nach den Berichten der ersten Eroberer urteilen kann. Noch vor 65 Jahren, als der Berliner Botaniker Bolle dort seine

Studien machte, war der Wald unvergleichlich viel ausgedehnter und dichter, als er es jetzt ist. Dazu kommen prachtvolle Exemplare der kanarischen Zeder und des kanarischen Wacholders, ferner der Erica arborea und der Erica scoparia, der baumartigen Heide, die, auf engste verwandt mit der kleinen, zierlichen Glocken-

heide Nordwestdeutschlands, dort Stämme bis zu 8 m Höhe und 45 cm Durchmesser bildet, aber dasselbe zierliche Laub hat wie unsere Glockenheide und mit Myriaden kleiner, schöner Blüten bedeckt ist — eine Pflanze von einzigartiger Schönheit.

Daneben gedeihen in diesem feuchten Urwald eine Menge schöner Farne und sehr auffallende, zum Teil riesengroße Mauerpfefferpflanzen (Sedumarten) mit ihren wundervollen, dichten Blattrosetten.

Zu dieser herrlichen einheimischen Pflanzengesellschaft kommt nun in den Ortschaften, besonders in Hermigna, noch eine große Anzahl eingeführter tropischer und subtropischer Pflanzen: Dattelpalmen, Königspalmen — die wirkliche Königin dieser prachtvollen Gewächse —, Apfelsinen, Zitronen, Feigen, Kaffeebäumchen, Mispeln (Niperos) mit außerordentlich wohlschmeckenden

Früchten, Eucalyptusbäume usw., daneben noch eine Anzahl schöner Blütenpflanzen, vor allem Geranien, Stuzinen, Rosen, Stechapfel, so daß im Frühling diese Ortschaften die reinen Paradiesgärten darstellen.

Von der Uppigkeit des Wachstums der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen — Bananen, Tomaten, Weizen, Gerste usw. — kann sich nur der einen Begriff machen, der es selbst gesehen hat; und man könnte da leicht in den Verdacht ungeheurer Übertreibung kommen, wenn nicht die Preise des landwirtschaftlichen Bodens eine überzeugende und beweisende Sprache redeten. Ein Hektar gutbewässerten Bananenlandes kostet nach offiziellen Angaben dort bis zu 200 000 Peseten, das sind nach deutscher Währung etwa 120 000 Mark, und bringt einen reinen Pächtertrag von 10%, also 12 000 Mk. jährlich; das heißt: ein Hektar solchen Bananenlandes bringt dort so viel jährliche Pacht oder Rente, wie in Deutschland ein Hektar besten Ackerlandes kostet.

Allein der eine Ort Hermigna führt jährlich für mehr als 8½ Millionen Peseten Bananen aus, das



Steinsteppe des Si dens mit Tabakstrauch im Barranco a Belo.



Schöpfwerk bei San Sebast an.

sind für über 5 Millionen Goldmark. Zwei Dampfgesellschaften mit reichlich einem Dutzend Fruchtdampfern tun nichts anderes als Bananen und Tomaten und 3. L. noch Frühkartoffeln (sogenannte Maltakartoffeln) von den Kanarischen Inseln nach Europa bringen, und ein ganz wesentlicher Teil dieses Segens kommt von La Gomera. Weizen und Gerste, die lange nicht soviel Feuchtigkeit brauchen und im Norden ohne künstliche Bewässerung gedeihen werden auf kleinen terrassierten Parzellen an den Talflanken gebaut, auf Parzellen, die meistens so klein sind, daß sie nicht mit dem Pflug, sondern nur mit der Hacke bearbeitet werden können.

Hier werden die einzelnen Weizen- und Gerstenkörner in weitläufigen Reihen jedes mit der Hand gepflanzt, sehr weit auseinander, und später wird dann jede Pflanze einzeln gehackt und behäufelt, wie bei uns die Kartoffeln. Der Erfolg ist dann aber auch der, daß aus jedem Pflanzkorn ein Büschel von 12 bis 20 Pflanzen herauskommt und daß jede Pflanze ihrer mit 30 bis 50 Körnern, ja bei Gerste bis 100 Körnern trägt. Das ist also der 1000- bis 1500fache Ertrag. Ich habe einzelne, wahllos herausgegriffene Pflanzbüschel und Ähren selbst durchgezählt und die Belegstücke mitgebracht.

Jedenfalls ist der Norden der Insel mit den tiefen, malerischen Tälern und dieser wundervollen Vegetation von einzigartiger Schönheit; das Klima ist wegen der stetigen frischen Seewinde außerordentlich angenehm, niemals kalt und niemals drückend heiß, mindestens sieben Monate im Jahr völlig regenlos und heiter und nur im Winter häufig regnerisch.

Besonders die Umgebung von Valle Hermoso, des „schönen Tales“ im Nordwesten der Insel, ist klimatisch und landschaftlich außerordentlich bevorzugt.

Hier vereinigen sich fünf strahlenförmig aus einem Dreiviertelkreise von Süden zusammenkommende außerordentlich malerische und tiefe Täler zu einem einzigen

breiten Tal, das von üppigster Fruchtbarkeit ist. Die Berge und Rücken zwischen den einzelnen Stamtälern sind sehr hoch, schroff und steil, so daß hier eine wilde Gebirgslandschaft entsteht mit einer ungemein malerischen Vereinigung von üppigen Pflanzungen, kahlen, schroffen Felsen und Waldpartien, die besonders

die oberen Randgebiete im Westen, Süden und Osten des Talkessels einnehmen. Auch hier ist leider der ursprüngliche große dichte Waldbestand schon stark im Rückgang begriffen.

Von der prachtvollen kanarischen Pinie gibt es eigentlich nur noch auf La Palma größere Bestände, die aber auch schon unaufhaltsam ihrem Ende entgegengehen, da sie immer und immer wieder rücksichtslos abgeästet werden und zum Schluß als kahle, traurige Gerippe dastehen.

Eine sehr merkwürdige und auffallende Erscheinung auf der Insel sind die „Rocques“ und die „Taparuchas“, Felsbildungen, die auf keiner der andern Kanaren in diesem Ausmaß vorkommen. Die „Rocques“ sind ungeheuer steile, kahle, isolierte Felsen, die sich 50, 100 bis 150 m ganz schroff und unvermittelt aus ihrer flacheren Umgebung erheben und völlig unersteiglich sind. Sie haben meistens eine sehr steile Kegelform und sind nichts anderes als die Ausfüllungen ehemaliger Vulkanschöte mit harter, fester Lava. Da ein Vulkanberg selbst meistens aus lockeren Aschen, Schlacken usw. aufgeschüttet ist, die nach dem Erlöschen der vulkanischen Tätigkeit verhältnismäßig leicht der zerstörenden Tätigkeit des abfließenden Regen-

wassers zum Opfer fallen und fortgeschwemmt werden, so bleibt oft die in dem Vulkanschlot erstarrte, sehr harte, feste Lava sozusagen als Ausguß des ehemaligen Vulkans stehen und überragt nun als steiler Keil weit die Umgebung, aus der schon längst jede Spur des eigentlichen ehemaligen Vulkanberges entfernt und verschwunden ist.

Bei dem ungeheuer steilen Gefälle aller Bach- und



Hermigna. Im Hintergrunde die „Cumbre“ Eucalyptusbaum.



Valle Gran Rey.

Regenrinnfale auf dieser so schroff und hoch aus dem Meere aufragenden Insel haben die sehr starken, lang andauernden Winterregen eine ungeheure Zerstörungskraft, die man auch erst gesehen haben muß, um sie für glaublich zu halten. Sind doch die bis zu mehr als 600 m tief eingeschnittenen steilen, engen Barrancos nichts anderes als das Werk des abfließenden Regenwassers, und ich habe in ihnen „Gerölle“ von mehr als 2 bis 3 m Durchmesser gesehen!

Durch diese hohen, steilen Seeclippen und die ebenso hohen, steilen, kahlen Wände der Barrancos bekommt man einen ausgezeichneten Einblick in den Aufbau und die Zusammensetzung solch einer großen Vulkaninsel, denn bei genauerer Betrachtung erweist sich die ganze Insel als nichts anderes als eine ungeheuer alte, große und zum erheblichen Teil schon zerstörte Vulkanruine, der Überrest eines riesigen Vulkans, der ursprünglich eine wesentlich größere Höhe und einen wesentlich größeren Umfang gehabt hat als die jetzige Insel. Der nur 50 km entfernte Pik von Teneriffa ist ja über doppelt so hoch, und sein Ringgebirge hat etwa denselben Durchmesser wie La Gomera, nur daß der Pik eben unvergleichlich jünger und daher weniger zerstört ist als La Gomera, die offenbar die älteste der Kanaren darstellt.

Sehr merkwürdig und interessant ist auch die Einwohnerschaft dieser Insel beschaffen. Wer einigermaßen Blick für Unterschiede hat und auf derartige Dinge achtet, wird sehr bald finden, daß die Einwohnerschaft La Gomeras aus ganz verschiedenen Elementen besteht — aus Spaniern, aus den Resten der Ureinwohner und aus negerischen Beimischungen.

Neben den kleinen, brünetten Spaniern fallen sehr in die Augen die „Gomeros“, die großen, stattlichen, oft blonden, manchmal blauäugigen Bewohner des Innern und des Nordens der Insel.

Es sind ganz offenbar die Reste der Ureinwohnerschaft der Kanarischen Inseln, der „Guanchen“,

die bei der Conquista zu Beginn des 15. Jahrhunderts sämtliche Inseln bevölkerten, einstimmig als ein großer, sehr schöner, blonder, blauäugiger Menschenschlag von großer Tapferkeit und unbefiegbare Energie geschildert

werden, die den rohen Conquistadores besonders durch ihre hohen moralischen Eigenschaften auffielen: ihre Sittenreinheit, ihre Treue gegen die Stammeshäuptlinge und gegen das gegebene Wort, ihre Milde und Menschlichkeit gegen besiegte Feinde, kurz, durch alle Eigenschaften, die in dem damaligen wüsten Zustande Europas, in der Zeit des Cesare Borgia und ähnlicher Naturen, etwas ganz Unerhörtes waren und die es veranlaßten, daß die Spanier dieses tapfere, freiheitsliebende Volk, das ihnen mit seinen primitiven Waffen nicht gewachsen war, in der rohesten, blutigsten, erbarmungslosesten Weise hinschlachteten, ausrotteten oder in die Sklaverei verkauften.

Die Geschichte der Eroberung von La Gomera ist eine an Blut und Greueln überreiche und bildet eines der traurigsten Kapitel in dem wahrlich auch sonst schaudervollen Buch der spanischen „Conquista“.

Der düstere Torre del Conde (Grafsenturm) in San Sebastian, die erste Zwingsburg, die die Spanier Mitte des 15. Jahrhunderts hier errichteten, hat mit die furchtbarsten Dinge gesehen, von denen die menschliche Geschichte berichtet, bis es gelang, den erbitterten Widerstand der tapferen Ureinwohner zu brechen.

Dann diente dieser „Grafsenturm“ jahrhundertlang als Zufluchtsort und sicherer Tresor für die mexikanischen und peruanischen Silberflotten und ist heute in ein fast unbenutztes Lazarett umgewandelt.

Das andere historische Bauwerk von San Sebastian ist das einfache Steinhäus, in dem Christoph Kolumbus etwa ein Jahr gewohnt hat, bevor er auf seine Entdeckungsreise nach Amerika zog. Der große Genuese hat sich lange Zeit auf La Gomera aufgehalten, dort Nach-



Hermigua. Die Ruines de San Pedro.



Typen von Eingeborenen in der Fonda von San Sebastian.

richten gesammelt über die seltsamen, sonst unbekannten Pflanzen und Früchte, die ab und zu an der Nordwestküste von den Wogen des Ozeans angetrieben wurden und über deren Herkunft er lange auf dem Ríseo de la Mérica (jetzt manchmal Ríseo de l'America geschrieben), jener hohen, steilen Westklippe von La Gomera, nachgedacht hat, bis er den Entschluß faßte, das unbekannte Land zu suchen, von dem jene fremdartigen Samen und Früchte herkämen.

Das Innere der Insel um den etwas aus der Mitte nach Westen herausgerückten Alto de Saragonai herum ist eine etwa zwischen 900 und 1200 m hoch gelegene, flachwellige Hochfläche, die nur teilweise bebaut, zum Teil noch mit den Resten des Eriakawaldes bestanden, zum Teil schon öde Steinsteppe mit Tabáyben und der andern Steppevegetation ist.

Die Anfänge der Täler sind zunächst nur ziemlich flache Mulden und bilden sich erst mehr nach der Küste zu zu den ungeheuer tief und steil eingeschnittenen Barrancos aus.

Im Osten sind die Anfänge der Stammtäler des Barranco de la Villa von Süden und des Tales von Hermigna im Norden so weit gegeneinander vorgezogen, daß zwischen ihnen keine Hochfläche mehr übriggeblieben ist, sondern nur ein sehr scharfer, zackiger Gebirgsglat, die „Cumbre de la Carbonera“ (das „Röhlergebirge“), über den der Hauptverbindungs„weg“ der Insel führt.

Dieser Grat ist so schroff und steil, daß man auf dem Paßübergang, der „Degollada de la Carbonera“ tatsächlich und ohne Übertreibung rittlings sitzen kann und das eine Bein in den Barranco de la Villa, das andere in das Tal von Hermigna herunter hängen lassen kann. Diese „Degollada de la Carbonera“ ist eine merkwürdig scharfe und schroffe Vegetations-scheide. Auf der Nordseite beginnt sofort der Lorbeerwald, auf der Südseite reichen vielleicht noch 30 bis 50 m die Eriakabüsche herunter (soweit der Einfluß der Höhennebel reicht); dann beginnt

gleich die Steinsteppe, das Reich der Wolfsmilchgewächse, und vielleicht 150 m unter der Paßhöhe tritt auch schon die letzte Quelle im Süden auf.

Eine sehr schöne und interessante Erscheinung der Insel ist es, daß fast überall, wo man überhaupt einen freien Blick auf den Ozean hat, aus diesem entweder das Schattenbild von Teneriffa mit dem Pic de Teyde im Nordosten oder das von La Palma im Nordwesten

oder das von Hierro (Ferro, der Meridianinsel) im Westen auftaucht, das von Teneriffa so nah und deutlich, daß man z. B. auf dem Gipfel des Pic noch Anfang Mai die einzelnen großen Schneefelder und Flecken unterscheiden konnte. Der Pic de Teyde bildet abends bei Sonnenuntergang mit seiner winterlichen Schneehaube (3765 m) oft einen wundervollen, zauberhaften Anblick und zeigt manchmal in vollster Schönheit ein prachtvolles Alpen-glühn, wie man es am Rosengarten bei

Bozen nicht schöner sehen kann. Merkwürdig für einen Europäer ist auf La Gomera auch der schon fast tropische, schroffe Wechsel zwischen Tag und Nacht; eine Dämmerung gibt es fast gar nicht mehr, und sehr bald nach Sonnenuntergang ist es völlig dunkel.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Insel La Gomera, die man sonst nicht findet, ist die Pfeifensprache der Einwohner.

Wegen der Unwegsamkeit der von den tiefen Barrancos zerschnittenen Insel ist die Verbindung zwischen den einzelnen Orten und Gehöften oft sehr schwierig und zeitraubend, und so ver-

ständigen sich die Einwohner oft über ganz unglaublich scheinende Entfernungen durch Pfeifen. Sie haben die Kunst des Pfeifens in geradezu virtuöser Weise derart ausgebildet, daß sie sich ganz komplizierte Mitteilungen durch modulierte Piffe machen; ein Engländer, der das nicht glauben wollte, ließ einmal eine ganz aus dem Ideenkreise der Inselbewohner fallende Nachricht durch Pfeifen weitergeben und überzeugte sich am andern Morgen, daß die Nachricht durch



Barranco de la Villa San Sebastian.



Frau von Gomera in Festtracht in der Fonda von San Sebastian.

Pfeifen sehr viel schneller als er mit dem Dampfschiff nach der abgelegensten Stelle im Valle Hermoso gekommen und richtig dort verstanden worden war.

Eine für den Fremden sehr unangenehme Erscheinung ist die fürchterliche Neugier der sonst sehr gutmütigen Bewohner dieser so ganz weltabgeschiedenen Insel.

Da sie sonst nie etwas Besonderes sehen und erleben, so übersteigt ihre Neugier, besonders bei den Kindern, alle glaublichen Grenzen. Man kann nichts, buchstäblich nichts — eingeschlossen die intimsten Verrichtungen — beginnen, ohne einen Kranz neugieriger Weiber und Kinder um sich zu versammeln und hinter sich her zu ziehen, und kommt dadurch manchmal in die haarsträubendsten Situationen.

Ubel sind — wenigstens in der „Hauptstadt“ San Sebastian — die Gasthausverhältnisse: Beköstigung und Logis in einer spanischen „Fonda“. *Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!* So viel Insektenpulver, wie man in der

Fonda von San Sebastian verbraucht, gibt es in einer mittleren deutschen Stadt überhaupt nicht zu kaufen, und nachdem meine Frau einen Blick in die Küche dieser Fonda getan hatte, erklärte sie, sie würde lieber abfahren oder sterben, als irgend etwas daraus zu essen. Wir haben auch tatsächlich so lange von gekochten Eiern gelebt, bis sie sich Kochgeschirr usw. gekauft hatte und selbst unsere Mahlzeiten bereiten konnte.

Im Norden, in Hermigna und Valle Hermoso, war es besser und sauberer, aber spanische in Öl gebadene Lederbissen sind doch nicht jedermanns Sache.

Alles in allem ist La Gomera eine höchst interessante, schöne und sehenswerte Insel, wenigstens für den, der Freude an einer unberührten und großartigen Natur hat und nicht von „allem Komfort der Neuzeit“ abhängig ist, und besonders jeder Naturforscher wird hier sehr auf seine Rechnung kommen.

Vom Deutschen Institut für technische Arbeitschulung.

Von Dr. Paul Osthold.

Im Anfang dieses Jahres* ist an gleicher Stelle das „Problem der technischen Arbeitschulung“ beleuchtet. Der geistigen Grundlegung des Deutschen Instituts für technische Arbeitschulung (abgekürzt: Dinta) ist in der Zwischenzeit der Aufbau der Institutsgliederung und der Ausbau der Institutsarbeit gefolgt, zwei Entwicklungslinien, die in der am 30. Mai 1926 in der Tonhalle zu Düsseldorf stattgefundenen Weihesfeier für das Institutshaus ihre weithin sichtbare und wirkende Verknüpfung fanden.

Es erscheint daher angebracht, die Arbeitsrichtung von der neuen verbreiterten Grundlage aus zu betrachten und die Entwicklungslinien zu umreißen. Das Fundament der Dintaarbeit ist nach wie vor, ja in steigendem Maße, ein rein geistiges. Es gibt in den Taten, Tatformen und Tatschöpfungen des Menschen nichts, das nicht Ausdruck irgend einer geistigen Fragestellung wäre.

Nichts war wirklichkeitsfremder, gefährlicher und verhängnisvoller als die bisher weit verbreitete Ansicht, der Arbeitsvorgang im industriellen Herstellungsprozeß sei ausschließlich oder auch nur wesentlich durch rein technische Hilfsmittel bedingt und erschöpft. Gewiß, bei der überschlägigen Betrachtung des Arbeitsvorganges in seiner Entwicklungskette springt ohne weiteres das ständige Wachsen und Verschlungenerwerden der technischen Hilfsmittel ins Auge, die bei der Abrollung des Arbeitsprozesses in Bewegung gesetzt werden. Gewiß werden die Eigentums- und Kreditformen, die Gestaltung der Herstellungsbetriebe, der Güterbewegung und des Warenabsatzes von dem grandiosen Schwung erfasst und weitergetrieben, mit dem heute die tausendgestaltige Technik den Arbeitsvorgang ratternd und schütternd, hischend und zischend, gellend und grellend umgibt. Aber dieses gewaltige, geordnete und gebändigte Spiel der Naturkräfte tobt immer nur unter dem Auge, der Überwachung und den Anspornungen seines menschlichen Meisters. Ob der naturhafte Wurzelstock, der rohe Steinhammer, das biedere Handwerksgerät des Mittelalters oder die stahlgeschmeidige Maschine unserer Zeit das Hilfsgerät der Arbeit sind,

immer sind sie doch nur beigeordnete Hilfen. Der Herr, der diese Hilfen schafft und ihnen gebietet, sie in Bewegung setzt und zur Ruhe bringt, ist und bleibt — der Mensch.

Allerdings verändert sich mit der wechselnden Form der Arbeitsgestaltung auch das Bild des menschlichen Arbeitsplatzes, der Wohnung, des Gemeinwesens, des Vaterlandes und der Welt und bewirkt Veränderungen im Menschen, in seinem Denken, in seinem Fühlen, aber die großen, ewigen Grundlagen seines Menschseins, der Eigennutz seines Körpers und der Glücksdrang seiner Seele bleiben. Allerdings nahm die Arbeit nach Raum, Zeit und Wechselfülle immer gigantischere Maße an, aber was sie draußen an Veränderungen hervorbrachte, das schlug dem Menschen zurück in Kopf und Herz, und wie die Umwelt wurde sein Inneres weiter, gestaltreicher, lebendiger, eindrucksempfänglicher und — friedloser.

Und hier nun hebt jenes große Problem an, das so oft aufgedeckt, beraten und umsorgt wird. Die Entwicklung und Verflochtenheit der gesamten mit der Güterbe- und -erarbeitung beschäftigten Tätigkeitswelt von Volk und Menschheit hat dem einzelnen in dieser bewegungs- und beziehungsreichen Welt einen winzigen — scheinbar isolierten — Platz zugewiesen, auf dem die Fülle der Erscheinungen zu einem ewigen Einerlei derselben Kolbenstöße, Drehungen, Handreichungen und Überlegungen zusammenschrumpft. Und dieser Gegensatz zwischen dem Reichtum, der Vielgestaltigkeit und der Bewegungsfülle des Weltbildes und der Monotonie, der Begrenztheit, der psychologischen Ertragsarmut seiner ganz persönlichen Arbeit, durch die er die bescheidenen Farben seines eigenen Wirkens in jenes große bunte Bild hineinwebt, wird stets größer.

Immer mehr verdichtet sich in der Arbeit unser Leben am meisten zu Zweck und Inhalt, Anstrengung und Erfolg, Selbstbewußtsein und Aufbau — oder Mißerfolg, Enttäuschung, Verneinung und Niedergang. Immer enger wird die gegenseitige Verknüpfung — persönlich und als Volk — im Ringen mit der Welt um uns, mit der organischen und anorganischen, der lebendigen und der toten, der Summe ihrer Vereinzlungen und der rätsel-

* 5. Jahrg. Heft 10, S. 489 ff.

haften Verbundenheit derselben zu einer lebendigen Ganzheit. Macht nicht Marx die Entwicklungslinie dieser Arbeit und der sie jeweils tragenden Eigentumsformen zum Ariadnesfaden durch das Labyrinth der ganzen Weltgeschichte und setzt er nicht ausnahmslos den Anteil an ihrem Erfolge als den ewigen Streitgegenstand in den Mittelpunkt aller Kämpfe und Kriege der Erde? Die Arbeit ist das Zentralproblem der Gesellschaft, der wichtigste Sorgengegenstand aller Völker, das Schicksal der Deutschen. Ihre bedingenden Größen sind die Energie der Natur und die Beseeltheit des Menschen, die Beherrschung der ersteren durch die Technik und die Beherrschung der letzteren durch die praktische Psychologie, durch die industrielle Menschenführung. Die politische, soziale und wirtschaftliche Geschichte unseres Volkes in den letzten Jahrzehnten hat uns in diesen Dingen einen eindringlichen Unterricht erteilt; da wir uns als nicht schnell genug aufnahmefähig für diese Lehren erwiesen, griff sie zu den blutigen Anschauungsmitteln der letzten Jahre. Und nun haben wir gehört, gesehen und — begriffen.

Am 30. Mai dieses Jahres fand in der Städtischen Tonhalle zu Düsseldorf der erwähnte Weiheakt statt, welcher der Indiienststellung des Institutsgebäudes galt. Dieses Gebäude liegt in Düsseldorf in der Rother Straße und ist ein ehemaliges Bürohaus der Firma Lauchhammer-Rheinmetall A.-G. Der schöpferische Kopf des Architekten Leybold und Duzende von fleißigen Händen haben das ehemalige Bürohaus mit seinen Geschäfts- und Zeichenräumen zu einem schönen, hellen, geschmackvollen Heim gemacht, in dem in Zukunft die Organisation des Dinta wurzeln, seine Schulungsarbeit an jungen, deutschen Lehrlingen vor sich gehen, in einem engen freundschaftlichen Gemeinschaftsleben Lehrer und Schüler, die in der Ausbildung befindlichen und in Industriewerken tätigen Ingenieure verbinden und gegenseitig stützen soll. „Drei Gedanken“, so führte Dr. Vögler am 30. Mai in der Tonhalle zu Düsseldorf aus, „waren es, die von Anfang an unsere Arbeiten beseelten. Einmal zu verhindern, daß eine einseitige Ausbildung der Grundstock der Lehrwerkstätten wurde. Es sollte vielmehr das Problem der Erziehung des Arbeiters nicht nur mit der Hand, sondern auch mit dem Herzen angefaßt werden. Es sollte neben der Schulung der Hand die Erziehung des ganzen Menschen in den Kreis der Arbeiten des Instituts hineingezogen werden... Der zweite Grundsatz war der, heranzugehen und Menschen zu finden, die in sich das Zeug haben, Lehrer und Bildner junger Menschen zu sein... Der dritte Grundsatz endlich ist der wichtigste. Es ist der des Zusammenschlusses der Dintaingenieure zu einem festen, durch Freundschaft, gemeinsame Arbeit und Disziplin zusammengehaltenen Korps.“

In der Betonung dieser drei Grundsätze liegt der Kerngedanke der Vögler'schen Rede, der Kerngedanke auch der praktischen Dintaarbeit. Wir haben im Januarheft die Organisation des Dinta kurz geschildert. Die Leitung beruft tüchtige, in der Betriebspraxis bewährte, menschlich verlässliche und geachtete Ingenieure und schult sie für die Aufgaben der industriellen Menschenführung in den einzelnen Betrieben: Bereitschaftsingenieure. Jedes Industriewerk kann an die Institutsleitung herantreten mit dem Wunsch, ein geschulter Dintaingenieur

solle seine Lehrlinge ausbilden, erziehen und führen, seine neueintretenden Arbeiter beschleunigt anlernen, durch Anwendung psychotechnischer Mittel die Einstellung nur der Besten und Unterbringung dieser Besten an den geeigneten Plätzen des Betriebes vornehmen, die Werkzeitung redigieren, kurz und gut, jene Hinführung auf die technische Meisterung der Arbeitsaufgaben und seelisch-geistige Erfassung ihrer Bedeutung für den Arbeitenden selbst, für Werk und Wirtschaft, Staat und Kultur vornehmen. Das Institut bestimmt daraufhin einen seiner Bereitschaftsingenieure, der in diesem Werke die angedeuteten Aufgaben zu lösen hat. Aus dem Bereitschaftsingenieur wird der Einsatzingenieur.

Der Einsatzingenieur tritt in den Dienst seiner neuen Firma mit allen Rechten und Pflichten eines Angestellten. Durch einen besonderen Vertrag ist jedoch die Einflußnahme des Dinta auf seine Arbeit, wenn auch durch bestimmte Gesichtspunkte beschränkt, sichergestellt. „Es ist eben notwendig“, so führte Dr. Vögler in seiner erwähnten Rede aus, „und diese Bitte ergeht an Sie alle, meine Herren, uns darin zu unterstützen, daß auch später, wenn der eine oder andere von Ihnen — hoffentlich werden es recht viele sein — diese Herren zur Ausbildung des jungen Volkes in Ihren Betrieben haben, sie dann trotzdem von der inneren Abhängigkeit von Düsseldorf, vom Dinta, nicht entfernt werden dürfen. Wenn der Schwung erhalten bleiben soll, der dem Ganzen innewohnen muß, wenn er zum Ziele führen soll, so ist es durchaus nötig, daß dann auch in regelmäßigen Zeiträumen in Düsseldorf die ganze Führerschaft versammelt wird, immer wieder mit neuen Richtlinien und Gedanken erfüllt und dem Ganzen der große nationale, ich möchte fast sagen religiöse Schwung gegeben wird, der nötig ist, wenn man an die industrielle Menschenführung herangeht. Das ist der Unterschied zwischen der toten und der lebendigen Materie. Die eine läßt sich mit dem Kopf, die andere nur mit dem Herzen meistern.“

Durch diese Art der Regelung verlangt das Dinta ein außerordentliches Maß von Vertrauen für sich. Aber das Problem „Arbeit“, in allen Betrieben zwar technisch und persönlich verschieden gefärbt, ist dennoch überall mit derselben Eindringlichkeit und mit denselben grundlegenden Merkmalen vorhanden. Aus den Tagesnöten unserer Zeit die Träger unserer Wirtschaft auf dieses Programm aufmerksam zu machen, in ihnen den Willen wachzurufen, mit der Lösung dieses Programms praktisch zu beginnen, und wiederum ihnen zu diesem Versuch der praktischen Lösung eigens vorgeschulte Kräfte zur Verfügung zu stellen und sie vor unnötigen Experimenten zu bewahren, endlich die aus dem ganzen Arbeitsfeld zusammenströmenden Erfahrungen zu sammeln, zu sichten, zu werten und für jede Einzelarbeit nutzbar zu machen — das setzt eben neben vielem anderen einen Zentralorganismus voraus, der diese verantwortliche Aufgabe nicht mit schematischer Gleichheit, aber doch mit der Gleichheit in den großen grundlegenden Gedanken durchführt. Daher hat das Institut seine Verwaltungsorganisation so zugeschnitten, daß es sich in den verschiedenen Zweigen der industriellen Tätigkeit die führenden Herren zur Mitarbeit sicherte. Diese werden entweder in den Verwaltungsrat oder in die Arbeitsausschüsse für die einzelnen Fachgruppen berufen und haben hier die Aufgabe, einmal die Organisationsarbeit

als solche mit Rat und Tat zu unterstützen und dann in ihrem Wirkungskreis Pioniere des Gedankens der industriellen Menschenführung und der diesem Gedanken geltenden Arbeit des Dinta zu sein.

Wir würden den Rahmen des Aufsatzes überschreiten müssen, wenn wir näher auf die Ausbildung der Bereitschaftsingenieure eingehen und die Methoden der praktischen Arbeit in den Einzelwerken einer genaueren Betrachtung unterwerfen wollten. Vielleicht genügen folgende Angaben aus der Tätigkeit des Institutes, um hier einige Rückschlüsse zu gestatten. Dem Dinta sind heute 4 Psychologische Begutachtungsstellen angeschlossen. Es wurden an Lehrwerkstätten ins Leben gerufen: im Steinkohlenbergbau 8, im Braunkohlenbergbau 3, in der Eisenindustrie 5, im Baugewerbe 1, in der Textilindustrie 2, dazu viele Lehrlingssecken in kleineren Betrieben, die eine Lehrwerkstatt nicht unterhalten können. Eine Anzahl weiterer Lehrwerkstätten sind in Vorbereitung oder aber von einzelnen Werken beantragt. 32 Werkszeitungen mit einer Auflage von rund 170 000 werden von ihm augenblicklich herausgegeben. Die Gründung einer mitteldeutschen Zeitungsfiliale scheint in diesen Tagen zu einer unabwendbaren Notwendigkeit zu werden. Sein Appell an die Einsicht der Industrie wird in den Industriekreisen des ganzen Landes mit Verständnis und mit dem Willen zur Tat aufgenommen. In den letzten 8 Wochen allein wurde Herr Obering. Arnhold, der Leiter des Institutes, von interessierten Kreisen der Wirtschaft nach Berlin, Köln, München, Danzig, Wien, Leoben, Halle und anderen Städten berufen, um dort seine Pläne der praktischen Dintaarbeit vorzutragen. Etwa 30 Ingenieure bilden heute schon das Arbeitskorps des Dinta und werden an den verschiedensten Stellen, bald vorübergehend, bald dauernd eingesetzt, um die Aufgabe der industriellen Menschenführung in den Einzelbetrieben durchzuführen. Das ist zweifelsohne eine sehr schnelle, erfolgreiche Entwicklung, und es nimmt daher nicht wunder, daß von interessierten Kreisen die Frage aufgeworfen wurde: Wohin steuert die Dintaarbeit, wie steht sie zu den Gewerkschaften und zur Werksgemeinschaft?

Die Werksgemeinschaft ist ein ausgesprochener Programmpunkt des Dinta, aber es ist eine Werksgemeinschaft eigener Prägung, die das Dinta anstrebt, und ist nicht ohne weiteres mit der sogen. „gelben“ wirtschaftsfriedlichen Werksgemeinschaftsbewegung gleichzusetzen. Die Institutsleitung hat in grundlegenden Ausführungen an anderer Stelle sich zu dieser Frage geäußert und kommt dabei zu dem Ergebnis: „Der Werksgemeinschaftsgedanke des Dinta, der mehr eine Werksproduktionsgemeinschaft ist, würde verflachen, seinen Ursprung vergessen, seine stärksten Kräfte unausgenutzt lassen, wollte das Dinta sich in Streitigkeiten mischen, die nicht in der klaren Richtung der Produktionsgemeinschaft liegen. Es wäre unsinnig, die starken horizontalen Bindungen, die aus Gesetz und Gesellschaft von Arbeiter zu Arbeiter gehen und die in den Gewerkschaften ihren hervorragendsten organisatorischen Ausdruck finden, außer Acht zu lassen und Stellung gegen die Gewerkschaften zu nehmen. Gewiß, die Werksproduktionsgemeinschaft, die das Dinta anstrebt, unterbricht diese klassenhaften Horizontalen vertikal. Zweifellos leidet die Leitungsfähigkeit dieser Horizontalen darunter, aber sie wird nicht ganz unterbrochen, und die Horizontalen werden nicht durchschnitten. Widerstände mögen an diesen Schnittpunkten entstehen, aber Widerstände sind gut und nötig, wo ein machtvoller Energiestrom geht. Das wissen wir aus der Elektrizität, wo die Widerstände sogar erfunden und konstruiert werden müssen.“

So steht das Dinta in dem Streit um Werks- und Arbeitsgemeinschaft als ein Außenseiter da, als ein Zeuge in eigener Sache. Seine Arbeit ist positiv, gegen niemanden feindlich gerichtet, einzig und allein auf das Werk und seine Produktion, auf die Wirtschaft und das Land gewandt. Niemand kann sich daher durch diese ehrliche, schminckenlose Arbeit bedroht fühlen, am wenigsten aber diejenigen, die ernststen Willens die Arbeitsführer und Arbeitsgeführten im ganzen deutschen Lande zu einer Gemeinschaft der nationalen Arbeit, zu einer nationalen Arbeitsgemeinschaft zusammenbringen und damit Brückenbauer sein wollen, deren es in unserm gesellschaftlich zerrissenen Leben so wenig gibt.

Es ist nicht damit getan, sittliche Forderungen aufzustellen: man muß sie an sich vollstrecken, um ihnen Leben zu geben.

*

Der Egoismus überwindet sich selbst, wenn er im Bedürfnis nach tiefer, tiefer Ewigkeit sich höher und höher steigert; so wird die Gesellschaft zum Ziel des Subjekts.

*

Rein bleiben und reif werden, das ist die schönste und — schwerste Lebenskunst.

*

Das Herz seiner Leute muß man haben, dann hat man ganz von selbst Disziplin.

Walter Flex, geb. 6. Juli 1887, gefallen am 15. Okt. 1918 auf Osel.

Die deutsche Handelsluftfahrt 1926.

Von Ernst Kredel.



Der deutsche Zentralflughafen Berlin-Tempelhof.

Je mehr der Luftverkehr durch Überwindung bestehender Hindernisse und die Vervollkommenung des Verkehrsflugzeugs in das Reifestadium tritt, desto mehr verschafft er sich als selbständiger Verkehrszweig im Wirtschaftsleben und als Machtfaktor in der Politik Anerkennung und Beachtung. Um so verwunderlicher ist es, daß England als führender Staat des europäischen Wirtschaftszentrums und seebeherrschende Macht bisher Deutschland die Führung im Weltluftverkehr nicht zu entreißen vermochte. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt einmal in dem Umstand begründet, daß England, wie alle ehemaligen Feindbundstaaten, es versäumt hat, rechtzeitig scharf zu trennen zwischen Kriegsluftfahrt und zivilem Luftverkehr, zum andern aber — eine Ironie des Schicksals — in dem Versailler „Diktat“ und vor allem dem Londoner „Ultimatum“, mit denen man uns politisch und wirtschaftlich zu erdroffeln hoffte.

Heute wissen wir, daß die unter dem Druck der genannten Bestimmungen erzwungenen Baubeschränkungen die deutsche Flugzeugtechnik auf den reinen Verkehrsflugzeugbau verwies und damit den tatsächlichen Wendepunkt von der technisch vollkommenen Kriegsfliegerei zu der als Selbstzweck betriebenen, Wirtschaftlichkeit fordernden Handelsluftfahrt bewirkte. So

gelangte Deutschland in den Besitz reiner Handelsflugzeuge, deren charakteristische Merkmale sind: Ganzmetallbauart, Fehlen jeder Verspannung, Eindecker (Hoch- und Tiefdecker).

Von günstigem Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Handelsluftfahrt im Rahmen des einheimischen Luftverkehrsnetzes war weiterhin der straffe, planmäßige Aufbau und Ausbau der beiden größten Organisationen, des Deutschen Aero-Lloyd und des Junkers-Luftverkehr, deren Gründung fast mit dem Kriegsende zusammenfiel.

Mit der unlängst erfolgten Zusammenlegung dieser beiden Gesellschaften zur Deutschen Luft-Hansa A.-G. ist in der Organisationsform der deutschen Handelsluftfahrt eine Änderung eingetreten, nicht aber zugleich in der Entwicklungstendenz des Luftverkehrs im allgemeinen und des Streckennetzes im besonderen. Dieses umfaßt insgesamt 39 innerdeutsche und internationale Strecken mit einer Gesamtlänge von 17 000 km. Der Flugzeugpark setzt sich aus den Maschinen beider bisherigen Gesellschaften zusammen. Die dreimotorige Junkers G 23, das durch Amundsens Nordpolflug und Francos Ozeanüberquerung bekannte Dornier-Walflugboot, die bekannte Maschine Junkers F 13 und die beiden Dornier-Typen Komet II und III sind die zur Verfügung

stehenden Ganzmetalltypen. Dazu kommen die bewährten Albatros-Fokker-Flugzeuge und der soeben fertiggestellte und von der Deutschen Luft-Hansa übernommene neue Großtyp Udet-Rondor. Mit diesem Flugzeugpark (außer dem neu eingestellten „Rondor“) sind während der Hauptflugmonate des vergangenen Jahres folgende Ergebnisse erzielt worden:

Zurückgelegte Flugkilometer	4034979
	(100facher Erdumfang!)
Beförderte Personen	48184
Personen-km	8916325
Post- und Zeitungs-kg-km	38948406
Fracht kg-km	61789587

Wenn wir so trotz des unglücklichen Kriegsausganges die Tatsache feststellen können, daß Deutschland und der von ihm bestimmte mitteleuropäische Luftverkehr in der gesamteuropäischen Verkehrsflugfahrt die führende Stellung einnimmt, so ist die schon oben angetönte Feststellung nochmals nachdrücklich zu unterstreichen, daß diese Erfolge unter den schwersten Beschränkungen seitens der uns ehemals feindlichen Staaten errungen sind. Allerdings ist es nicht in erster Linie der Versailler Vertrag, in dem wir die Hemmungen unsres Luftverkehrs begründet finden. Dieser stellte in seinem Artikel 198 lediglich den Grundsatz auf: „Deutschland darf keine militärische Luftflotte unterhalten.“ Was dieser jedoch vergessen hatte, nämlich die zivile Luftfahrt unter Kontrolle zu nehmen, das holte das Londoner Ultimatum vom Mai 1921 nach, dessen auf den Luftverkehr und Verkehrsflugzeugbau bezogene Paragraphen die Geschwindigkeit unserer Maschinen auf 170 km, die Begrenzung der Nutzlast mit 600 kg und die Steigfähigkeit auf 4000 m festlegten. Vier Jahre hat die deutsche Luftfahrt in diesem durch die Begriffsbestimmungen beschränkten Rahmen Luftverkehr treiben müssen; vier Jahre lang war der Kampf der äußeren deutschen Luftverkehrspolitik aber auch ausschließlich auf die Befreiung von diesen widernatürlichen und im Widerspruch zu jeder kulturellen Fortentwicklung stehenden Beschränkungen gerichtet gewesen. Wenn jetzt durch die Beendigung der Pariser Luftfahrtverhandlungen eine grundsätzliche Änderung in der Gestaltung des deutschen wie des europäischen Luftverkehrs eingetreten ist, so erscheint es nötig, in einem Aufsatz über den deutschen Luftverkehr auf das Ergebnis der Verhandlungen einzugehen und die zu erwartenden Auswirkungen auf den Luftverkehr einer Prüfung zu unterziehen.

Trotzdem der amtliche Text des Abkommens noch nicht vorliegt, scheint soviel nach den Veröffentlichungen der Presse und den Angaben der amtlichen Stellen festzustehen, daß die bei Aufhebung des Flugzeugbauverbotes am 5. Mai 1922 in Anwendung kommenden Begriffsbestimmungen in ihrer Wirkung auf Handelsflugzeuge ganz entfallen. Damit ist den deutschen Verkehrsflugzeug-Konstrukteuren die Möglichkeit wiedergegeben,

mit der ausländischen Industrie in Wettbewerb zu treten. Dieser Umstand sowie die Freigabe der Motorenherstellung stellt mit seinen zu erwartenden Auswirkungen einen großen Fortschritt für den Luftverkehr dar, der, rein theoretisch gesehen, nunmehr sich beliebig großer Maschinen als Verkehrsmittel bedienen kann. Eine andere Frage ist es allerdings, ob es sich, vom wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, schon bald erreichen läßt, diese technisch möglichen Großflugzeuge in den Dienst zu stellen. Die Deutsche Luft-Hansa, die ja vorläufig die einzige Abnehmerin der vom Flugzeugbau gelieferten Verkehrsmaschinen ist, hat noch einen großen Park von fünfzigen Verkehrsflugzeugen im Streckenverkehr, an deren Stelle nicht sofort die uns jetzt erlaubten Großmaschinen treten können. Man sieht schon aus diesem einen Beispiel, daß es verfrüht wäre, anzunehmen, daß mit der teilweisen Aufhebung der Begriffsbestimmungen auch sofort ein fühlbarer und sichtbarer Aufstieg sowohl des Flugzeugbaues als auch des deutschen Luftverkehrs verbunden wäre. Hier werden noch sehr große Schwierigkeiten zu überwinden sein.



Nachtflugstrecke Berlin—Königsberg.

Luftanschluß nach Moskau.
Zunächst 6 23 (9 Passagiere, 2 Führer), Start 2 Uhr nachts in Berlin.
Zum erstenmal Personenbeförderung im regelmäßigen Nachtluftverkehr.

Die Aufhebung der Flugzeugbaubeschränkungen ist überhaupt nicht — wie es irrtümlich vielfach in der Presse geschehen ist — als völlige Beseitigung der Begriffsbestimmungen, vollstümlich auch 9 Regeln genannt, anzusehen. Die unter Regel 2 und 3 genannten Beschränkungen, nach denen Flugzeuge nicht so eingerichtet sein dürfen, daß sie ohne Führer fliegen können, und nicht gepanzert sein dürfen, bleiben bestehen. Bezüglich der unter Regel 1 der

Baubeschränkungen genannten Einsitzer (Jagdflugzeuge) sind ebenfalls eine Reihe von Beschränkungen geblieben. Jedoch wird der Bau solcher Flugzeuge jetzt von der Genehmigung der deutschen Regierung abhängig gemacht, die ihrerseits die Garantie für Innehaltung der Bestimmung des Art. 198 Vers. Vertr. übernimmt. Das interalliierte Luftfahrt-Garantiekomitee, dessen Tätigkeit schon seit langem Anstoß erregte und sachlich durch keine Notwendigkeit militärischer Sicherheit für die Alliierten mehr gerechtfertigt erschien, wird verschwinden. Wir haben trotz dieses scheinbaren Entgegenkommens hinreichend Veranlassung, nach den mit unseren ehemaligen Feinden bezüglich verlausulierter Verträge gemachten Erfahrungen in der Formulierung gerade dieses Punktes eine große Gefahr zu sehen, da es zukünftig möglich sein wird, daß bei entstehenden Meinungsverschiedenheiten der Völkerbundsrat auf Grund eines Mehrheitsbeschlusses Untersuchungen und Kontrollen vornimmt, deren Ausgang bei der im Völkerbund maßgebenden Mächtegruppierung nicht zweifelhaft sein kann.

Eine Einschränkung bleibt ferner bestehen bezüglich der flugsportlichen Ausbildung der Flugschüler und Jungflieger insofern, als diese vom Reich, von den Ländern und Kommunen nicht unterstützt werden dürfen. Eine Subventionierung der flugsportlichen Ausbildung durch das Reich ist damit unterbunden worden. Diese darf allein

in Anwendung kommen bei der Ausbildung von Verkehrsfliegern; bei diesen finden wir auch in der Ausbildung keinerlei Kontrolle mehr. Doch sind einschneidende Bestimmungen für die Ausbildung von Reichswehrangehörigen erlassen, die sich nur noch in beschränkter Zahl flugsportlicher Betätigung widmen können. So dürfen von den Inhabern eines alten Flugberechtigungscheines, die der Reichswehr angehören, 36 privatim weiter Flugsport treiben, während in jedem Jahr 6 (!) junge Reichswehrangehörige eine regelrechte Ausbildung als Pilot durchmachen dürfen. Wenn wir dem gegenüber stellen, daß Frankreich über 3000 Militärpiloten im aktiven Militärdienst verwendet, so will uns nur schwer einleuchten, daß diese Maßnahme allein der Sorge um militärische Sicherheit entspringt.

Während in luftpolitischer Hinsicht das deutsche Volk keineswegs durch das Ergebnis der Pariser Verhandlungen zufriedengestellt worden ist, scheinen die Auswirkungen der Verhandlungen bezüglich des praktischen Luftverkehrs unmittelbar greifbar zu sein. Bisher stellte sich die Lage hier so dar, daß Köln als einzige Stadt im besetzten bzw. besetzt gewesenen Gebiet einen Flughafen hatte, auf welchem die Strecke London-Köln als erste Route des von England angestrebten London-Indien-Luftweges mündete. Seit der Befreiung Kölns ist dessen Flughafen nun in das Streckennetz der Deutschen Luft-Hansa einbezogen und wird aller Wahrscheinlichkeit nach als Umschlagshafen von Deutschland nach Frankreich eine Rolle im zukünftigen europäischen Luftverkehr zu spielen berufen sein.

Als erste Wirkung des Abschlusses der Pariser Verhandlungen dürfen wir die am 26. Mai erfolgte Eröffnung des unmittelbaren Luftverkehrs zwischen Berlin und Paris mit Zwischenlandung in Essen und Köln ansprechen. Damit ist die seit Jahren zwischen den nord- und osteuropäischen Fluglinien klaffende Lücke zum ersten Male überbrückt worden. Auch die für die Herstellung des gesamteuropäischen Luftverkehrs hervorragend wichtige Verbindung Berlin-Wien über Prag, die bisher lange Jahre hindurch auf den weiten Umweg über München

angewiesen war, ist zum Gegenstand von Verhandlungen zwischen der deutschen und der tschechoslowakischen Regierung gemacht worden, an deren günstigem Ergebnis kaum noch gezweifelt wird. Für die Einbeziehung des Rhein- und Ruhrgebietes in den mitteleuropäischen Luftverkehr ist der Abschluß der Pariser Verhandlungen von großer Bedeutung.

Die noch vorhandenen Hemmungen der deutschen Luftfahrt zu beseitigen, wird die der deutschen Luftpolitik für die kommende Zeit gestellte Aufgabe sein. Diese ist einmal gegeben aus unserer überragenden Stellung als Luftfahrtnation, die seit 1919 Trägerin und Förderin des Luftverkehrsgedankens ist. Dann aber dürfen wir nie vergessen bei Betrachtung dieser luftpolitischen Vorgänge, daß nur der Versailler Vertrag es ist, auf den wir zurückkommen wollen. Als ein Schritt auf diesem Wege ist die Aufnahme des deutsch-französischen Luftverkehrs ohne Zweifel anzusehen; denn die Schranken zwischen Osten und Westen Europas waren bisher das stärkste Hindernis für den Ausbau eines gesamteuropäischen Luftverkehrs. Es ist als ein erfreuliches Zeichen zunehmenden Verständnisses für das Wesen der Handelsluftfahrt zu werten, daß die Westmächte, namentlich Frank-



Der jüngste Fluggast. Phot. Klink, Berlin.

reich, aufhören, die mittelalterlichen Grundsätze der Seeschifffahrt, die das „mare liberum“ dem einen, das „mare clausum“ dem anderen Staat vorbehielten, anzuwenden auf die Unendlichkeit und politische Unabhängigkeit des Luftmeeres. Die letzten Jahre gedrosselter Entwicklung des Luftverkehrs haben bewiesen, daß diese Grundsätze nicht geeignet sind, einen auf Weltumspannung angewiesenen und auf den Bereich der ganzen Erde gerichteten Verkehrszweig an seinen von der allgemeinen Kulturentwicklung vorbestimmten Platz in der Weltwirtschaft zu stellen. Sollte diese offensichtliche Wandlung im Denken anhalten, so dürfen wir die Tatsache der Einrichtung eines westöstlichen Luftverkehrs zwischen Frankreich und Deutschland als einen Markstein in der Geschichte der Handelsluftfahrt ansehen, der einen zuversichtlichen Ausblick auf die Zukunft des Handelsflugwesens eröffnet.

Eine klare Grenze des Denkens habe ich immer festgehalten: ich glaube, daß die Menschheitsentwicklung ihre für das Individuum und seine innere Entwicklung vollkommenste Form im Volke erreicht; daß der Menschheitspatriotismus eine Auflösung bedeutet, die den in der Volksliebe gebundenen persönlichen Egoismus wieder frei macht und auf seine nackte Form zurückschraubt.

Walter Flex.

Gipfel und Abgrund.

Historischer Roman von Gregor Samarow.

3. Fortsetzung.

Der Alisi sah noch Licht in dem Wohnzimmer des Ulmenbauern. Er trat ein und fand seinen Vater noch auf. Der Alte saß über einen Pack Papiere gebeugt, die er mit ernster Miene durchblätterte. „Du warst noch aus?“ fragte er, verwundert aufblickend, als sein Sohn eintrat. „Es wird ein böses Wetter geben diese Nacht.“

„Ja, Vater, ich war noch aus, und es freut mich, daß ich dich noch finde, denn ich habe mit dir zu reden.“

„Auch ich muß mit dir sprechen, mein Sohn,“ sagte der Ulmenbauer, „und wohl ist dazu die Stille der Nacht am besten, in der niemand uns stört.“

„Ganz recht, Vater, ganz recht!“ rief Alisi. „Schon den ganzen Tag über, seitdem meine Einberufung zum Dienst gekommen, habe ich einen Augenblick gesucht, um mit dir zu reden, aber immer war jemand von der Nachbarschaft da. Nun aber höre mich an, denn ehe ich fortgehe zu meinem Regiment, muß zwischen uns klar sein, was mir auf dem Herzen liegt.“

„So geht's mir auch,“ erwiderte der Alte seufzend, „also sprich nun, was du hast.“

Der Alisi zögerte ein wenig. Mit unsicherer Stimme und häufig stoßend begann er von seiner Liebe zur Tochter des Rüdenbauern zu sprechen, aber immer freier wurde seine Rede; die Mitteilung nahm den Druck von seinem Herzen, und frei und freudig endete er endlich mit dem Bekenntnis, daß keine andere auf Erden jemals sein Weib werden solle als Maria Borischa; das müsse abgemacht und in Ordnung gebracht werden, bevor er fortgehe, und deshalb, so bat er, müsse der Vater morgen noch zum Rüdenbauer gehen, um mit ihm die Sache richtig zu machen.

Während er so sprach, hatte sich das Gesicht des Alten mehr und mehr aufgeklärt; er faltete die Hände über den vor ihm liegenden Papieren, blickte dankbar zum Himmel auf und schüttelte dann seinem Sohn bewegt und herzlich die Hand.

„Ich danke dir, Alisi,“ sagte er, „der liebe Gott hat dein Herz dahin gelenkt, wohin ich's haben wollte; gerade davon wollte ich mit dir sprechen. Doch um so besser ist es nun, daß es von selbst so gekommen ist. Morgen früh gehe ich hin zum Rüdenbauer und dann soll, so Gott will, alles in Ordnung kommen. — Es wird ja auch wohl,“ fuhr er mit einem liebevollen Blick auf des Sohnes kräftige, jugendlich blühende Gestalt fort, „so schlimm nicht werden mit der Kriegsnot; der Herr Pfarrer meint, das würde alles bald wieder beigelegt werden. Der deutsche Prinz,“ sagte er, „hat ja die Krone von den Spaniern jetzt abgewiesen, und da haben die Franzosen denn keinen Grund mehr, Krieg anzufangen.“

„Nun, ich fürchte mich nicht,“ sagte der Alisi, „und es muß schon ganz schön sein, mit all den fröhlichen Kameraden einmal hinauszuziehen in den wirklichen Krieg, statt auf den Exerzierplatz und das Manöverfeld; aber nun es so gekommen ist mit der Maria Borischa, da ist es wohl auch nicht Feigheit, wenn ich lieber zu Hause bleibe und sie heimführe auf den alten Ulmenhof, und dann ist es auch so eine Sache um den Krieg; — mit den Preußen hinauszuziehen in Waffenbrüderschaft, das wird schwer nach allem, was sie uns vor vier Jahren getan, und den Franzosen zu helfen, das wäre auch hart für ein deutsches Herz; da wäre es schon besser, es bliebe Frieden, und ich brächte dir bald meine Maria Borischa ins Haus als eine liebe Tochter und eine kluge Regentin auf dem Ulmenhof.“

Eine Zeitlang noch plauderten die beiden von allerlei Zukunftsplänen, bis sie ihr Lager aufsuchten, während draußen der Sturm immer dichter die Regenwolken zusammentrieb. —

Der Ulmenbauer hielt Wort.

Es war ein trüber, nebelgrauer Morgen, mit dem der nächste Tag heraufstieg. Der Wind hatte einen Landregen zusammengetrieben, man sah nichts von den Bergen ringsum, und kein Sonnenstrahl drang durch das dicke graue Gewölk.

Aber früh schon machte sich der alte Breitlinger auf nach dem Rüdenhof und schritt an den knurrenden Hunden vorbei nach dem Wohnhaus. Auf der Diele trat ihm Maria Borischa entgegen.

„Der Vater ist drin,“ sagte sie, indem sie dem Breitlinger die Hand drückte, „ich weiß, warum Ihr kommt und danke Euch dafür von Herzen.“

Sie öffnete die Tür des Wohnzimmers, aber als Breitlinger eingetreten war, schloß sie dieselbe nicht ganz wieder und blieb klopfenden Herzens draußen lauschend stehen.

Der alte Buchlechner ging in dem Zimmer auf und ab, das neben seiner einfachen Ausstattung einen großen eisernen Geldschrank enthielt, wie er wohl kaum sonstwo in einem Bauernhause zu finden sein mochte.

Er blieb gerade neben diesem Geldschrank stehen, als Breitlinger eintrat, erwiderte dessen Gruß durch eine steife und kalte Neigung des Kopfes und schien die ihm dargebotene Hand nicht zu bemerken.

„Ich komme, mit Euch zu reden, Buchlechner,“ sagte Breitlinger.

Der Rüdenbauer schob seinem Besuch einen von den Sesseln hin, welche den Tisch vor dem breiten Kanapee umgaben, über dem die Stahlstichbilder der königlichen Familie hingen, und stellte sich dann wieder neben den eisernen Schrank, worauf er den Arm stützte. Ein stummes Kopfnicken deutete an, daß er zu hören bereit sei.

„Ihr wißt, Buchlechner,“ begann Breitlinger, „daß heute in vierzehn Tagen die Wechsel fällig sind, die ich Euch gegeben.“

„Ich weiß es,“ erwiderte Buchlechner, indem er wie unwillkürlich mit der Hand auf seinen Geldschrank schlug; „es sind zwanzigtausend Gulden mit den Zinsen, die ich seit einem Jahre dazugeschrieben habe, wie Ihr es wünschtet.“

„Ganz recht,“ erwiderte der Ulmenbauer seufzend, „und Ihr wißt, daß ich noch nicht so weit bin, um die Schuld abzutragen; deshalb wollte ich Euch wieder bitten, die Wechsel zu verlängern, wie Ihr es seit Jahren so freundlich getan. Nun aber,“ fuhr er, während Buchlechner ihn mit einem seltsam starren Blick ansah, fort, „komme ich, um Euch einen Vorschlag zu machen, der unsere Sache recht freundlich ordnen soll, in Freundschaft und Zufriedenheit.“

Buchlechners graue Augen blickten wie Wetterleuchten, aber unbeweglich stand er da, die Rede des andern erwartend.

„Mein Sohn Alisi,“ fuhr Breitlinger fort, „hat mir zu wissen gegeben, daß er mit Eurer Tochter eins geworden ist in herzlicher Zuneigung und daß sie beide sich einander versprochen haben zum Bunde für das Leben. Da habe ich denn ihm mein Wort gegeben, bei Euch für ihn zu werben um Eure Tochter Maria.“

„Maria Borischa,“ fiel Buchlechner mit rauhem, hartem Ton ein. „Eure Tochter Maria Borischa,“ verbesserte sich nun Breitlinger, „die Euch wohl davon gesprochen haben mag und Euch bestätigen wird, was ich Euch gesagt. Ich meine,“ fuhr er mit einem gewissen selbstbewußten Ton fort, „daß Ihr wohl nichts werdet auszuweichen haben an meinem Alisi, der ein tüchtiger Bursch ist und im Dienst sich ehrenvoll die Treuen erworben hat, und dann wäre ja unser Geschäft klar, und Ihr könntet Eurer Tochter meine Schuld an Euch mit in die Ehe geben, dann würde ihr ja der größte Anteil vom Ulmenhof gehören; aber das würde ja den Frieden der beiden jungen Leute nicht stören, und später einmal, wenn wir beide heimgegangen sind, kommt ja doch alles in eine Hand und es wird ein schönes Besitztum zusammen werden, der Rüdenhof und der Ulmenhof.“

„Ein schönes Besitztum in der Tat,“ sagte Buchlechner, dessen Augen funkelten wie die einer Schlange, die sich aufringelt, um sich auf ihre Beute zu stürzen.

„Ich komme also,“ fuhr Breitlinger fort, „um für meinen Sohn bei Euch zu werben, und wenn Ihr Eurer Tochter meine Wechsel zur Brautgabe mitgeben wollt, so bin ich's zufrieden, und alles ist in Ordnung. Schlagt ein, wenn es Euch so recht ist,“ schloß er, dem Rüdenbauer die Hand reichend, „und laßt uns unsere Kinder glücklich machen. Kommt's zum Kriege, was Gott verhüten möge, so weiß der Alisi, wie er dran ist und was er hinter sich zurückläßt, und wenn's Frieden bleibt, so können sie bald Hochzeit machen, und wir werden unsere Freude haben an der jungen Wirtshaft.“

Buchlechner stand unbeweglich da, nur seine Brust arbeitete in tiefen Atemzügen, und seine Hand drückte sich fester auf den eisernen Geldschrank. Höhnisch zuckten seine Lippen, als er mit einer Stimme, die er gewaltsam zu ruhigem, fast leisem Tone zwang, antwortete:

„Das meint Ihr? Ihr wäret es zufrieden, Eure Schuld zu bezahlen durch die Ehre, die Ihr meiner Tochter erweist, indem Ihr sie aufnehmt als Schwiegertochter auf dem Ulmenhof; ich weiß wohl, wie hoch Ihr Euch dünkt auf Eurem Ulmenhof, da er so lange schon Euren Namen trägt, — was würdet Ihr aber sagen, wenn mein Sohn Eure Tochter freien wollte, und ich kein Geld hätte, meine Wechsel zu bezahlen, oder gar Euer Schuldner wäre? Ihr würdet mir die Türe weisen und vielleicht gar sprechen wie die alte Hexe, die Kräuterhanni, es tat,“ fügte er noch leiser hinzu, indem seine Züge sich in grimmigem Haß verzerrten.

Ganz erschrocken sah Breitlinger ihn an.

„Wie mögt Ihr so sprechen,“ sagte er, „war ich jemals hochmütig gegen Euch?“

„Das nicht,“ erwiderte Buchlechner, „Ihr hattet ja mein Geld nötig, und ich hätte es Euch nicht raten mögen; aber Art läßt nicht von Art, und mir ist nichts Gutes gekommen vom Ulmenhof.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ sagte Breitlinger, immer mehr erschrocken, „was habt Ihr — mir ist kein Unrecht bewußt, das ich Euch je getan hätte, und auch Ihr seid mir ja immer freundlich und gefällig gewesen.“

Buchlechner hatte wieder seine ganze Ruhe gefunden, nur an der arbeitenden Brust konnte man noch seine innere Bewegung erkennen. Mit eilig kaltem Tone sagte er:

„Genug der Worte, die hier nichts zu tun haben. Ihr seid gekommen, um von einem Geschäft mit mir zu sprechen; darauf gehört eine klare und deutliche Antwort, wie ich sie in allen Geschäften zu geben gewöhnt bin. So ehrenvoll Eure Werbung auch sein mag, ich weise sie zurück, denn ich habe anders bestimmt über meine Tochter. Das ist meine Antwort auf Euren Antrag für Euren Sohn, und was Eure Schuld betrifft, die in vierzehn Tagen fällig ist, so soll sie allerdings bestimmt sein zum Heiratsgut für meine Tochter, und darum erwarte ich am Verfalltag pünktliche Zahlung bei Heller und Pfennig — versteht Ihr wohl? — Ich gebe Euch keinen Tag länger Frist. Wenn Ihr nicht zahlt, muß ich die Gerichte anrufen!“

„Buchlechner!“ rief der Ulmenbauer entsetzt, „das ist Euer Ernst nicht!“

„Bin ich dafür bekannt, in Geschäften Spaß zu treiben?“ antwortete Buchlechner schneidend.

„Das ist unmöglich! — Das ist wider die Abrede!“ rief Breitlinger immer mehr bestürzt.

„Abrede? Habe ich Euch versprochen, Eure Schuld zu stunden über den Verfalltag der Wechsel?“

„Aber Ihr habtet es getan seit drei Jahren.“

„Bin ich darum verpflichtet, es weiter zu tun? Genug! Ihr kennt meinen Willen, und ich glaube, jedermann weiß, daß es bei meinem Willen bleibt, wenn ich ihn einmal ausgesprochen.“

„Das ist nicht möglich — nicht möglich! Ihr wißt, Buchlechner, daß ich jetzt das Geld nicht zahlen kann, daß ich der Gant verfallen muß, wenn Ihr es zum äußersten treibt, daß der Ulmenhof mir verloren ist, auf dem die Meinen sitzen seit mehr als hundert Jahren!“

„Ist das meine Sache? Ist es meine Schuld, wenn Ihr nicht gewirtschaftet habt wie Eure Vorfahren? Habe ich nicht das Recht, auch das Meine zusammenzuhalten?“

Breitlinger drückte die Hände vor seine Stirn, der Schlag hatte ihn betäubt. Dann streckte er dem Rüdenbauer beide Hände entgegen und sagte mit ängstlich fragendem Blick:

„Es ist nicht möglich, Buchlechner, es kann nicht möglich sein; das ist nicht Euer letztes Wort!“

„Ihr werdet kein anderes von mir zu hören bekommen,“ erwiderte Buchlechner kalt, „seht also zu, daß Ihr zahlt am Verfalltag, und jetzt, meine ich, hätten wir nichts mehr miteinander zu reden.“

„Nein, Vater, nein, das ist Euer letztes Wort nicht,“ rief Maria Borischa, welche schnell durch die Tür hereintrat und die Hand des Rüdenbauern ergriff, „nein, bei Gott, nein, das darf Euer letztes Wort nicht sein! Ich wollte es Euch sagen, als der Ulmenbauer kam, daß ich den Alisi lieb habe, — ihn allein auf der Welt. Ich weiß, daß Ihr mein Elend nicht wollt, und elend werde ich sein, wenn Ihr mir den Alisi nehmt, — und recht ist's nicht, Vater, recht ist's nicht vor Gott, der da oben richtet über den Sternen, daß Ihr dem Breitlinger da, der kommt, um mich als Tochter in sein Haus zu führen, die Schuld kündet und ihn um Hab und Gut bringen wollt. Nein, mein Vater, Ihr werdet's nicht tun; wenn ich Euch bitte um meiner Mutter willen!“

„Nenne den Namen deiner Mutter nicht!“ rief Buchlechner, indem seine Augen wild aufflammten; „auch ich hatte eine Mutter, und ihr Geist schwebt über mir in diesem Augenblick. Genug jetzt davon. Es ist ja gesagt, was zu sagen war; es ist ja“, fügte er mit bitterem Hohn hinzu, „eine Ehre für mich, den Herrn Gemeindevorstand in meinem Hause zu sehen; aber er wird wohl begreifen, daß jedermann sein Tagewerk hat und nicht die Zeit hinbringen kann mit unnützen Worten.“

„Ich gehe, Buchlechner,“ sagte Breitlinger, indem er sich stolz aufrichtete, „ich gehe, und Gott wird zwischen uns richten! Der Mensch soll sich nicht demütigen vor dem Menschen, und wenn Ihr die Bitte Eures Kindes nicht hört, so werdet Ihr auch mich nicht hören. Was Gott über mich verhängt, werde ich tragen, und mein armer Sohn wird auch noch eine Heimat und ein Stück Brot finden.“ Er wendete sich um und ging zur Tür.

„O Vater, Vater,“ rief Maria Borischa, „laßt ihn nicht so gehn! Um meinetwillen bitte ich Euch — noch einmal rufe ich meiner Mutter Andenken an — o, sie würde für mich sprechen, sie würde alles zum Guten und zum Frieden wenden, wenn sie noch auf Erden bei uns wäre; aber sie sieht auf uns herab und wird traurig ihr Haupt von uns wenden, wenn du hart und unerbittlich bleibst.“

„Rufe deine Mutter nicht an,“ sagte Buchlechner grimmig; „sie hat nichts mit jenem da zu tun, und du, mein Kind,“ fügte er ein wenig sanfter hinzu, „du weißt ja, daß ich dich lieb habe um deiner Mutter willen, aber wenn ein Kind die Hand ausstreckt nach einer giftigen Blume, so muß man es mit strenger, fester Hand vom Verderben zurückbringen, ob es auch weinen und klagen möge um das kindische Gefühl.“

Der Ulmenbauer hatte einen Augenblick geögert. Bei den letzten Worten Buchlechners ging er schmerzlich seufzend zur Tür hinaus.

„Gut,“ rief Maria, „so tu, was dein Gewissen tragen mag; ich weiß, daß ich dir Gehorsam schuldig bin, wie es Gottes Gebot vorschreibt, und werde meine Pflicht halten, ob auch mein Herz darüber brechen soll. Aber Abschied nehmen werde ich von dem Alisi, das kann keine Pflicht mir verbieten; er soll an mich glauben, und alle Welt soll wissen, daß

mein Herz ihm gehört vor Gott für alle Zeit, ob auch mein eigener Vater uns auseinanderreißt und seines Kindes Glück auf Erden zerstört!“

„Das wirst du nicht!“ rief der Rüdenbauer drohend, indem er die Hand ausstreckte, um die Davoneilende zu halten; aber schon war sie zur Tür hinaus, und flüchtig wie ein Reh eilte sie über den Hof dahin.

Furchtbarer Zorn bligte aus des Rüdenbauern Augen, er wollte ihr nachstürzen, aber er hielt sich zurück und preßte seine geballten Fäuste auf seine schwer arbeitende Brust. „Nein, nein,“ rief er plötzlich, „so nicht — das Schauspiel sollen sie nicht haben, daß mein eige-

nes Kind mir troht vor allen Leuten, ich halte sie ja in meiner Hand und werde sie zertreten wie einen Wurm unter meinen Füßen!“

Maria Borischa war in flüchtigem Lauf an dem Ulmenbauer vorbei über die Straße dahingeeilt, ihre Wangen glühten, ihre Augen bligten. Am Tor des Ulmenhofs fand sie den Alisi, der ungeduldig des Vaters Rückkehr erwartete. Sie slog an seine Brust und rief:

„Der Kampf ist da, mein Alisi; das Wetter steht über uns, das ich herausziehen sah, aber ich fürchte mich nicht, ich bin stark und mutig. Dein bin ich, und ob die ganze Welt sich uns entgegenstellte!“

Mit hastigen Worten erzählte sie, was geschehen. Entsetzt stand Alisi da; Tränen quollen aus seinen Augen; ihm schien es, als ob die Welt um ihn her in Trümmer ginge.

Man hatte im Dorfe das dahinstürmende Mädchen gesehen und den bleich und zitternd heimkehrenden Breitlinger. Die Nachbarn kamen. Auch der Pfarrer Martel erschien auf dem Ulmenhof und des Breitlingers Nachbar, der Müller Steiner von der Bushmühle am Isar-ufer, und noch halb betäubt von dem furchtbaren Schlag erzählte der gebrochene Mann, was der Buchlechner ihm gedroht, und Maria Borischa erklärte laut und feierlich, daß sie sich dem Alisi Breitlinger vor Gott verlobt habe, und daß sie ihm die Treue halten werde, ob auch der Vater selbst sie voneinanderreißte.

Dann umschlang sie ihn mit ihren Armen, küßte ihn inbrünstig, sagte ihm Lebewohl und flehte des Himmels Segen auf ihn herab.

Darauf wendete sie sich um und kehrte, stolz aufgerichtet, nach dem Rüdenhof zurück, unbekümmert um all die neugierigen Blicke, welche sie verfolgten.

Sie ging an dem Wohnzimmer vorbei, wo sie ihren Vater mit heftigen Schritten auf und nieder gehen hörte, und schloß sich in ihre Kammer ein.

Das Geschehene war ein Ereignis in dem stillen Leben von Beuernwald. Der hochangesehene Breitlinger, der erste Mann des Dorfes, sollte zum Bettler gemacht werden von dem herangezogenen Buchlechner, der nichts hatte wie sein Geld — das war unehört, das konnte man nicht glauben, das konnte nicht möglich sein, und der Alisi und die



Ramsau bei Berchtesgaden.

Aus: „Deutsche Alpen“ Einhorn-Verlag.

Maria Borischa, die jedermann gern hatte, sollten unglücklich gemacht werden durch den Starrsinn des Rüdenbauern in dem Augenblick, in welchem der brave Bursche vielleicht hinausziehen sollte zu ernster Kriegsgefahr; — das stimmte selbst die ernstesten, festen Männer weich und traurig. Man hielt Rat, was zu tun sei, und der Pfarrer Martel mit dem Müller gingen zum Rüdenbauer, um noch einmal ihn zu sprechen und ihn um Änderung seines harten Entschlusses zu bitten, so schwer es auch dem Müller antam, der nach dem Breitlinger den höchsten Rang einnahm und der einzige im Dorf war, von dessen Ädern und Wiesen der Rüdenbauer nichts hatte erlangen können.

Der Buchlechner hörte sie ruhig an. Höflich, aber mit eisiger Kälte erklärte er ihnen, daß er fest bleibe bei seinem Entschluß. Als der Pfarrer ihm seines Herzens Härte vorhielt und ihn um der christlichen Liebe willen beschwor, davon abzustehen, erwiderte er, daß er die Sünde auf sich nehmen wolle, wenn es eine sei, aber daß es bei dem bleiben müsse, was er gesagt.

So kehrten sie unverrichteter Sache zurück. Finster und traurig war der Abschied Alisis vom Elternhause und vom Vater, den er in so schwerer Not zurückließ, und von den Freunden, die keinen Rat wußten.

Er wollte nicht, daß der Vater ihn begleite. So fuhr er denn allein mit dem mutigen Gespann, das ihn vielleicht zum letztenmal führen sollte, nach der Bahn.

Einmal noch sah er sich um. Dort hinten lag der Rüdenhof, und laut rief er durch den dunkelnden Abend zurück: „Lebe wohl, Maria Borischa; sei Gott befohlen und der Macht der ewigen Sterne!“

Seine Stimme erlosch, sein Blick verdunkelte sich.

Er gab dem Knechte, der traurig neben ihm saß, die Zügel, und es war ihm zu Mute, als ob er aus dem sonnigen Leben hinausführe in das kalte, nächtliche Reich des Todes.

Viertes Kapitel.

Östlich von Partentkirchen führte die breite Straße nach dem Paß Achen unter dem südlich aufragenden Wettersteingeberge am Oberrißkogel und der Schorfreiter Spitze vorbei. Unter dem Oberrißkogel wendet sich von dieser Straße ein Bergweg ab, der nach dem Walchensee führt und nur zur Verbindung der Gebirgsvorstädte dient. Selten wird dieser Weg von Touristen benützt, die ja fast immer die Schönheit der Natur nach dem Menu der Reisehandbücher genießen, und auch die Bewohner der Ortschaften scheuen sich, allein und namentlich bei Nacht diesen Weg, der durch enge Waldschluchten sich hinzieht, zu betreten, denn man erzählt sich, daß es nicht geheuer dort sei und einzelne Wanderer von schauerlichen Spukgestalten dort im Mondlicht bedroht worden seien. So sah man denn auf diesem an den prachtvollsten Wald- und Felspartien und wunderbarsten Bergfällen vorüberführenden Wege nur zuweilen die Bewohner der kleinen Bergdörfer in größeren Gesellschaften zu den Märkten wandern und zuweilen wohl auch einen einsamen Gamsjäger oder einen Maler aus München hier umherstreifen, der die Natur in ihren geheimsten Zufluchtsstätten aufsuchen wollte, wo sie, von der menschlichen Neugier unbelauscht, ihre ursprüngliche Schönheit entfaltet.

Wer auf der großen Straße nach Partentkirchen an diesem unter einem hochragenden, bewaldeten Felsen in die Berge hineinführenden Wege vorüberkam, der blickte scheu in das Walddesdunkel hinein, schlug auch wohl ein Kreuz und eilte schnell vorüber, und wenn die Leute aus den Bergen sich verspätet hatten über Sonnenuntergang hinaus, so blieben sie lieber die Nacht im Gasthof oder auch auf einem Mooslager unter den Bäumen an der Straße, als daß sie in nächtlicher Dunkelheit jenen einsamen Weg betreten hätten.

Das helle Mondlicht lag auf den Bergen und Wäldern, wie wachhaltende Riesen ragten die Wettersteineberge, die Schorfreiter Spitze und der Oberrißkogel zum tiefblauen Nachthimmel auf, an dem die Sterne, vom Mond überstrahlt, nur matt leuchteten. Wie ein breites, weißes Band zog sich die Straße hin, an der der Bergweg zur Seite des aufragenden Felsens im tiefen Schatten der Bäume erschien wie der Eingang in eine geheimnisvolle Zauberwelt, und die im Mondlicht sich bewegenden Zweige warfen phantastische Schatten hin und her, welche unheimlichen, gespenstischen Gestalten glichen und jenen Eingang zu bewachen schienen.

Weniger noch als sonst hätte wohl ein Wanderer in dieser Nacht sich auf diesem Wege in die Berge gewagt, und doch hätte, wer heute diese Stelle beobachtet haben würde, ein merkwürdiges Schauspiel sehen können.

Um die Mitternachtsstunde kam auf der Straße im Schatten der Bäume ein großer, kräftig gewachsener Mann einhergeschritten; ein Ranzenging über seinem Rücken, der Stutzen auf der Schulter, und halb spielend trug er einen hohen, starken Gebirgskoch in der Hand, ohne hier auf der platten Straße sich darauf zu stützen. Es mußte ein Jäger oder ein Pächter sein, wie sie hier in den Grenzgegenden häufig ihr Wesen treiben, von den Gendarmen eifrig verfolgt, aber selten nur erreicht, da sie besser als jene alle Wege und Schlupfwinkel kennen und in äußerster Gefahr sich mutig und rücksichtslos verteidigen.

Der Mann war, halblaut ein Lied vor sich hinträllernd, bis an den dunklen, einsamen Bergweg gekommen. Hier blieb er stehen, blickte

um sich her, als ob er sich über die Gegend vergewissern wolle, und wendete sich dann mit festem Schritt dem sonst so gemiedenen Wege zu. Am Eingange desselben stieg er in täuschender Nachahmung den Schrei einer Eule aus. Ein ganz gleicher Ruf antwortete ihm aus dem Wege heraus, und bald war er in der Dunkelheit verschwunden.

Nicht lange wahrte es, da kamen hintereinander mehrere Männer, dem ersten ganz ähnlich, auf der Straße daher oder aus den Bergen herunter — jeder einzeln —, und alle wendeten sich dem geheimnisvollen Wege zu, nachdem sie am Eingange desselben den Eulenschrei ausgestoßen und eine gleiche Antwort wie der erste erhalten hatten.

Bald kamen, ebenfalls einzeln, kleine Gefährte heran, auch einige Reiter. In jedem Wagen saß nur ein Mann, der den Einspanner selbst lenkte.

Auch all diese Reiter und Gefährte bogen in den Bergweg ein und verschwanden unter dem Schatt der Bäume.

Zuletzt kam ein Reiter von hoher, kräftiger Gestalt auf einem starken Gaul und folgte den übrigen.

Etwa zweihundert Schritte hinter dem Eingang des Waldweges trat eine Gestalt aus dem Gebüsch hervor und betrachtete einen Augenblick scharf den Reiter, der halblaut sagte:

„Ich komme im Namen des Kaisers im Untersberg!“

„Die Meister sind versammelt!“ erwiderte der Wächter, indem er die Hände über der Brust kreuzte und dann in das Gebüsch zurücktrat.

Der Reiter setzte seinen Weg fort.

Noch dreimal wurde er auf dieselbe Weise angehalten, und dieselben Worte wurden zwischen ihm und dem Wächter des Weges gewechselt. Endlich kam er an eine Stelle, an der sich eine halbrunde Schlucht öffnete, welche, von zackigen Felsblöcken umgeben und von einem hoch aufsteigenden Waldberge überragt, an der Seite des weiter in die Berge hineinführenden Weges lag.

Im Hintergrunde dieser wilden Schlucht standen die Pferde mit den Wagen. In der Mitte befand sich ein umgestürzter Felsblock, dessen obere Seite eine breite Fläche bildete. Um diesen Felsblock standen elf Männer in der Tracht der wohlhabenden Bauern der Gegend. Alle befanden sich in höheren Lebensjahren. Bei vielen waren Haar und Bart schon stark ergraut, aber martig und kräftig standen sie alle da, wetterhart wie die Berge ihres Landes. Der zuletzt Gekommene rief ihnen entgegen:

„Seid mir gegrüßt, ihr Meister des Rügegerichts, im Namen des Kaisers im Untersberg, der da wacht über dem Recht des Schwachen und den Schuldigen mit seiner Nacht trifft ohne Ansehen der Person!“

„Seid gegrüßt im Namen des Kaisers im Untersberg!“ antworteten die elf Männer, indem sie, einzeln herantretend, dem zuletzt Gekommenen die Hand reichten.

Dieser stellte sich in die Mitte des Kreises.

Eine große Kerze in einer Laterne wurde angezündet und auf die Platte des Felsblocks in der Mitte gestellt.

„Laßt uns sehen, ob die zwölf Männer beisammen sind, die des Kaisers Gericht zu halten haben“, sprach derjenige der Männer, der zuletzt gekommen war und dann den Vorstoß übernommen hatte. Er rief ernst und feierlich nacheinander verschiedene Namen auf, welche man hier zu hören gewiß nicht erwartet hätte und deren Träger auch kaum die Anwesenden sein konnten.

So wurde der Landrichter von Tegernsee aufgerufen, der Propst von Tölz und noch andere mehr oder weniger hohe Geistliche und Beamte der Gegend, und jedesmal antwortete einer der Anwesenden, welche alle ihre Rocktragen hoch aufgeschleppt und ihre Hüte tief herabgezogen hatten, mit einem laut vernehmlichen: „Hier!“

Als die Reihe durchgefragt war, begann der älteste, zuletzt gekommene Meister, dessen dunkle Augen unter buschigen Brauen hervorblitzten und dessen untere Gesichtshälfte ein starker, grauer Bart bedeckte:

„Ich habe die zwölf Meister des Rügegerichts in den Bergen zusammengerufen auf die Mitternachtsstunde dieser Nacht, um anzuklagen und gerechte Strafe zu beantragen gegen den Zacharias Buchlechner auf dem Rüdenhof in Beuerwald.“

„Und wessen ist er schuldig?“ fragte der nächst dem Altmeister Stehende.

„Er ist schuldig des Wuchers und der Beschädigung seiner Nächsten während langer Jahre. Zwar hat er keinen unnmäßigen Zins genommen, aber er hat ihnen ihre Wiesen und Äder abgedrückt, um seinen Hof zum reichsten zu machen weit umher, und sie haben tun müssen, was er begehrt, weil er seine Forderung immer gestellt hat, wenn sie ihre Schuld nicht zahlen konnten. Zuletzt aber hat er sein Maß voll gemacht durch eine schwere Übelthat an dem wohlgeachteten, treuen und redlichen Friedel Breitlinger auf dem Almenhof in Beuerwald. Von ihm treibt er unbarmherzig seine Schuld ein, und er weiß, daß der Friedel nicht zahlen kann, darum will er ihm nicht wie den anderen einen Äder oder eine Wiese abdrücken, nein, er will ihm seinen ganzen Hof nehmen und als Bettler den Mann vertreiben, der bis jetzt der erste war und der geachtetste im Ort und in der Gegend. Und dabei schont er sein eigenes Fleisch und Blut nicht, denn seine Tochter hat den Sohn des Friedel gern, der eingeholt ist als Reservist zu des

Königs Fahnen und vielleicht hinausziehen muß in den Krieg mit dem schweren Kummer um seinen Vater im Herzen, und die Dirne ist ins Herz getroffen von dem Leiden; aber hart wie Stein ist der Alte, und die Gesetze können nichts wider ihn — sind doch die Gesetze gemacht für die harten Herzen und für die strengen Gläubiger. Darum ist er verfallen dem Rügegericht des Kaisers im Untersberg, damit sein starres Herz gemahnt werde an das ewig wahre Wort: „Gott setzet die Bösen aufs Schlüpfrige und stürzet sie zu Boden!“

„Und habt Ihr Zeugen“, fragte der erste Meister, „für Eure Klagen, oder könnt Ihr sie auf Euren Eid nehmen vor dem Angesicht Gottes, dessen Auge in die Finsternis blickt und das Verborgene durchdringt?“

„Ich kann“, war die Antwort, „was ich gesagt, auf meinen Eid nehmen vor dem Angesicht Gottes, und es werden auch Zeugen vorhanden sein unter den Meistern hier, die des Buchlechners Treiben kennen.“

„Ich bezeuge vor Gottes Angesicht, daß die Klage auf Wahrheit beruht“, sprach einer der Meister im Kreise, und noch zwei andere wiederholten dieselben Worte.

„So frage ich denn das Rügegericht“, sprach der zweite Meister, „ob auf des Altmeisters Klage dem Zacharias Buchlechner das Habersfeld soll getrieben werden und ihm seine Missetat vorgehalten, damit er in sich gehe und gedente der Posaune des letzten Gerichts, das alle Sünder einst zermalmen wird zu ewigem Verderben.“

„Ja, ihm soll das Habersfeld getrieben und die Rüge gehalten werden zur Bektürschung und Buße“, antworteten alle einzelnen Meister bei der Umfrage.

„So sehe ich denn“, sprach der Altmeister, nachdem das Gericht seinen Beschluß gefaßt, „das Treiben fest auf die Nacht vor dem dritten Sonntag, von heute gerechnet, und gebe allen Meistern auf, die Ihrigen zu entbieten nach des Bundes Sitte und Brauch.“

Darauf zog er einen zusammengefalteten Bogen Papier und ein Schreibzeug aus der Tasche. Beim Schein der Laterne schrieb er in wenigen Zeilen mit großer, ediger Handschrift den Beschluß der Meister nieder, und einer nach dem andern trat heran, um seinen Namen unter das Protokoll zu setzen.

Nachdem dies von den mit der Feder nicht gewandten Männern mit einiger Schwierigkeit geschehen war, sprach er mit lauter Stimme:

„Kaiser Karl muß noch kommen, das Protokoll unterschreiben,

Daß wir das nächste Mal in Beuerwald Habersfeld treiben!“

Bei dieser Formel, welche sonst bloß des alten Brauches halber gesprochen wird, sollte diesmal die nächtliche Sitzung in unerwarteter und außergewöhnlicher Weise unterbrochen werden.

Während der Verhandlungen der Meister über die Klage gegen den Zacharias Buchlechner war auf dem Waldwege, der zu der Gerichtsstätte führt, etwas geschehen, was vielleicht noch niemals vorher auf diesem Wege geschehen war.

Der erste Wachposten nach der Straße hin hatte plötzlich auf diesem sonst in der Nacht von keinem Menschen betretenen Wege Pferdegetrappel gehört, und als er durch die Zweige spähte, gewahrte er unter den überhängenden Bäumen die Gestalt eines langsam herankommenden Reiters, dem in einiger Entfernung zwei andere folgten. Schnell nahm er aus dem Ranzen, den er bei sich trug, ein großes, weißes Tuch, warf dasselbe über seinen Kopf und sprang dann mitten auf den Weg, wo er sich bald bückte, bald wieder aufrichtete, bald nach rechts und links wendete, so daß das weiße Tuch im zitternden Mondlicht einer Spukerscheinung ähnlich sah. Schnaubend hielt das Pferd des schon ziemlich nahegekommenen Reiters an. Stärker bewegte der Wächter sein weißes Tuch; er schien, des Erfolges seiner Maßregel sicher, zu erwarten, daß der Reiter entsetzt zurückweichen werde, dieser

aber gab seinem Pferde die Sporen, daß das Tier mit einem mächtigen Satz aufstieg. Im nächsten Augenblick war er herangekommen und führte mit seiner Reitgerte einen mächtigen Hieb gegen die weiße Spukgestalt, so daß der Wächter mit einem leisen Schmerzensruf das weiße Tuch fallen ließ. Sogleich aber ergriff er dann den Zügel des Pferdes und sagte:

„Halt, hier geht's nicht weiter!“

Im demselben Augenblick fiel durch die wehenden Zweige das Mondlicht hell auf das Gesicht des Reiters und beleuchtete zugleich auch die blau und weißen Livreen der beiden Begleiter desselben. Der Wächter blickte starr, wie geblendet, zu dem Reiter auf, dann erhob er bittend die Hände und rief mit zitternder Stimme:

„Verzeihung, Herr, Verzeihung; der Weg ist gesperrt, und meine Schuldigkeit ist es, niemand durchzulassen.“

„Deine Schuldigkeit ist es, zu gehorchen“, sagte der Reiter gebieterisch; „führe mich; ich bin begierig zu sehen, was sich hier unter trügerischen Spukgestalten verbirgt.“

„Nichts Ables, Herr, nichts Ables, bei Gott nicht!“ erwiderte der Mann.

„Ich werde sehen“, sagte der Reiter. „Führe mich!“

Die beiden Begleiter waren dicht herangekommen, sie flüsternten einen Augenblick leise miteinander, aber sie schienen es nicht zu wagen, Einspruch zu erheben; doch hielten sie sich in unmittelbarer Nähe des ersten Reiters, als derselbe, von dem Wächter geführt, weiter auf dem Waldwege dahintritt, dessen sandiger Boden hier die Pferdetritte unhörbar machte.

Die beiden anderen Wächter traten bei der Annäherung des kleinen Zuges ebenfalls hinter dem Gebüsch hervor. Der erste Wächter aber flüsterte ihnen einige Worte zu. Erschrocken beugten sie sich und zogen sich wieder in den Schatten zurück.

So waren die drei Reiter gerade in dem Augenblick an das Felsrondell herangekommen, als der Altmeister den alten Schlußspruch verlas:

„Kaiser Karl muß noch kommen, das Protokoll unterschreiben,

Daß wir das nächste Mal in Beuerwald Habersfeld treiben!“

Der erste Reiter sprengte in den Lichtkreis der Laterne und rief mit volltönender Stimme:

„Und wenn der Kaiser Karl nun eurem vermessenen Ruf folgte und unter euch erschiene, würdet ihr vor ihm bestehen können mit euren Werken nächtlicher Finsternis, bestehen vor dem Helde des Lichts?“

Die Stimme des Altmeisters erstarb. Das Blatt entfiel seinen Händen. Entsetzt standen die übrigen umher. Alle blickten starr auf die hohe Gestalt mit dem edlen Gesicht und den flammenden Blicken, welche auf dem schnaubenden, weißen Pferd in dem eigenartigen, ritterlichen Kleid so plötzlich vor ihnen erschien wie ein Heldenbild aus der längst versunkenen Vergangenheit.

Einige schienen vorspringen und die Störung zurückweisen zu wollen, der Altmeister aber hielt sie zurück, nahm seinen Hut ab und näherte sich schnell dem vor der Felsplatte haltenden Reiter.

„Nun, antwortet!“ rief dieser. „Was würdet ihr dem Kaiser Karl sagen, wenn er auf euren vermessenen Ruf plötzlich unter euch erschiene und euch nach eurem Treiben fragte, wie ich es tue?“

Der Altmeister hatte sich wieder gefaßt und hielt ruhig die flammenden Blicke des Reiters aus.

„Dem Kaiser Karl“, sagte er ehrerbietig, aber mit fester Stimme, „würden wir antworten können auf seine Frage, denn er hat uns unser Recht gegeben zum Schutz der Bedrängten und zum Tück der mächtigen Übeltäter — für jeden andern aber ist unser Mund verschlossen durch einen heiligen Eid — für jeden auf Erden, auch für Euch, Herr König!“

(Fortsetzung folgt.)



St. Margarethen am Malchensee.

„Aus „Deutsche Alpen“ Einhorn-Verlag.“

Sternfahrt.

Von Ludwig Mory, Freiburg i. B.

Fahrt zu den Sternen! Ein uralter Menschheits Traum soll in Erfüllung gehen? Es ist durchaus begreiflich, daß uns Menschen angesichts der Wunder der Sternenwelt ein Gefühl der Vereinigung und Verlassenheit beschleicht und uns auf den fernen Weltkörpern mitfühlende Wesen ahnen und erträumen läßt. In alten chinesischen Märchen lesen wir von Wolken, die die Himmelskugeln und ihren Reiter ins Wunderland des Himmelsherrn tragen; wir lesen vom emporgeworfenen Bambusstab, der zur Herbstnacht die Brücke zum Monde bildet, wo Feen und Dienerinnen in prächtigen Gewändern ein aus Edelsteinen und Kristallen erbautes Lustschloß bewohnen usw. Es fehlt auch nicht an geistreichen Schilderungen kühner Fahrten ins Sternenreich mit unerhörten Abenteuern, besonders im Mittelalter mit seinem Hang zur Sternendeutung. Aus neuerer Zeit sind Jules Vernes phantastische Schilderungen allbekannt, und sogar die neueste Zeit hat uns — aus der Feder des Naturforschers Kurd Laßwitz — einen sehr bemerkenswerten Roman beschert: „Auf zwei Planeten“. Laßwitz ahnte die technischen Möglichkeiten in glücklicher Eingebung voraus; er denkt sich in seinem Roman z. B. die kugelförmigen Raumschiffe der „Martier“ (Marsbewohner) durch Repulsionschiffe, also durch Raketenrückstoß, bewegt. Die neuesten Untersuchungen haben gezeigt, daß dies tatsächlich die einzig mögliche Art ist, den Bannkreis des Schwerefeldes der Erde zu durchbrechen.

Zwei bedeutende Forscher, Prof. Rob. H. Goddard vom Clark College in Worcester und der deutsche Physiker Prof. Hermann Oberth sind nach jahrelangen, gründlichen Berechnungen und Versuchen zu der Überzeugung gelangt, daß unsere heutigen technischen Hilfsmittel schon die Möglichkeit geben, uns mit geeigneten Raketen (Raumschiffen) von der Erde in den Weltraum zu schwingen. Wer möchte wohl daran zweifeln, daß es unseren Ingenieuren und Technikern gelingt, wenn nicht in zehn, so doch in hundert Jahren Fahrzeuge zu bauen, in denen man die Reise nach unserm Erdenmond ebenso bequem und ohne Gefahr zurückzulegen vermag wie heute eine Reise mit dem Luftschiff von Berlin nach London? Wir dürfen mit Stolz zurückblicken auf die technischen Errungenschaften des abgelaufenen Jahrhunderts. Stiege heute der alte Kepler aus seiner Gruft, so müßte ihm eigentlich das Herz im Leibe lachen, wenn er sieht, wie weit wir es gebracht haben. Unsere Bahnen durchjagen die Festländer, riesenhafte Schnell dampfer durchfahren kreuz und quer die weiten Meere, Flugmaschinen und Luftkreuzer segeln kühn durch das Reich der Lüfte, und der Rundfunk trägt das gesprochene Wort um den Erdball.

Heute wagt es niemand mehr zu bezweifeln, daß unsern Maschinenbauern im Bund mit Chemikern, Mathematikern und Astronomen gelingt, was sie sich ernsthaft vornehmen. Früher war das anders; man lachte oder schalt über die Narren und überließ sie dem Spott, wenn nicht gar fanatische kirchliche und weltliche Würdenträger gegen die angebliche Hexerei und den Teufelsputz mit Verbrennungen und sonstigen angenehmen Hinrichtungsarten zu wüten als ihre Pflicht ansahen. „Der Schneider von Ulm hat's Fliegen probiert, da hat ihn der Teufel in d' Donau neig'führt.“ Wer kennt nicht diesen bissigen Vers? Und heute? Wie gleichgültig schauen wir zum Himmel, wenn uns das wohlbekannte Geräusch der Propeller und des Motors das Nahen eines Fliegers verkündet! Raum daß wir innehalten im Schritt.

Um wieder auf die Weltraumfahrzeuge, d. h. die Vorschläge von Goddard und Oberth zurückzukommen: uns interessiert am meisten der Vorschlag von Prof. Oberth. Nicht allein, weil es ein deutscher Gelehrter ist, sondern auch deshalb, weil sich Prof. Oberth nicht abschrecken ließ, seine Berechnungen auch auf bemannte Raketen auszu dehnen, im Gegensatz zu Prof. Goddard, dessen Raketen lediglich zu Untersuchungszwecken gedacht und daher nicht bemannt sind. Dieser denkt auch nur an „Pulverraketen“, während Oberth auch die Durchbildung der Raketen mit flüssigen Triebmitteln in Angriff nahm. Für Goddards Pulvermaschinen bedeutet es schon einen Erfolg, wenn sie eine Ladung Leuchtpulver bis auf den Mond tragen und dort durch ein Leuchtfeuer ihre Ankunft anzeigen können. Ihr schüttelnder Gang (ähnlich den Feuerwerkraketen) macht sie jedoch zur Beförderung von Menschen ungeeignet.

Wer sich über diese Raketen näher unterrichten will, dem sei Prof. Oberths Buch: „Die Rakete zu den Planetenräumen“, Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin, sowie das im gleichen Verlag erschienene Werkchen: „Der Vorstoß in den Weltraum“ von Max Valier empfohlen. Über den Grundbegriff der Raketenwirkung sei hier kurz folgendes erläutert: Wenn ein beweglicher Körper Gas teilchen ausstößt, so erfährt er einen Stoß, der entgegengesetzt und gleich der Kraft ist, die das Gas austreibt. Denken wir uns zwei Kugeln gleicher Größe mit einer zusammengedrückten Spiralfeder ver-

bunden: im Augenblick des Loslassens schnellen die Kugeln in entgegengesetzten Richtungen auseinander. Bei der Rakete herrscht das gleiche Gesetz: nach unten wird Gas ausgestoßen, sodaß der Rückstoß die Rakete in entgegengesetzter Richtung, also nach oben treibt. Prof. Oberth will nun Wasserstoff- und Alkoholraketen verwenden, und zwar „Doppelraketen“. Die eigentliche Einrichtung soll aus einer oberen Wasserstoffrakete und einer unteren Alkoholrakete bestehen, außerdem noch aus einer zuunterst gestellten Hilfsrakete. Diese hat den Zweck, die beiden oberen Raketen auf eine Anfangsgeschwindigkeit von 500 m/sek. zu bringen. Sie erreicht dies — ich folge hier den Ausführungen von Max Valier in seinem schon erwähnten Werk — bei 8 Sekunden eigener Brenndauer, worauf sie nunmehr von der feuerfangenden Alkoholrakete abgestoßen wird. Dies geschieht in einer Höhe von 7700 m ü. d. M. Die Alkoholrakete würde sich und der in ihrer Spitze steckenden Wasserstoffrakete bei einer Brenndauer von 36 bis 40 Sekunden eine Endgeschwindigkeit von 2900 m/sek. erteilen, worauf sich die Wasserstoffrakete entzündet und sie zurückläßt. Ihre Brennzeit beträgt wieder nur 8,15 Sekunden, wobei sie ihrer Endmasse eine Endgeschwindigkeit von 5139 m/sek. erteilt. Diese Doppelrakete dürfte eine Steighöhe von rund 2000 km erreichen, vermutlich läge sie aber mit den ihr mitgegebenen Triebmitteln doppelt so hoch. Bei geeignetem Bau der Raketen und entsprechender Vermehrung der Triebmittel läßt sich — so glaubt Oberth — eine Endgeschwindigkeit von rund 20 km/sek. erreichen und dies genügt, um den Panzer der Erdschwere zu durchbrechen. So weit Prof. Oberth. Es handelt sich jetzt nur darum, einen Mann zu finden, der reich und edelmütig genug ist, um Versuche im Großen anzustellen, d. h. die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Daß es sich dabei um Milliarden handelt, ist ohne weiteres klar.

Nach der Meinung beider Forscher, Goddards wie Oberths, würde sich der Vorstoß in den Weltraum etwa so abspielen: Zunächst würde man kleinere Raketen herstellen, diese mit Registrierapparaten aus rüsten und steigen lassen. Damit wäre die stoffliche Zusammensetzung der Luft in Höhen von mehreren tausend Kilometer zu erforschen. Durch allmähliche Steigerung der Endgeschwindigkeit würden Höhen von 2000 bis 10 000 km erreicht. Wenn auf diese Weise die ersten 10 000 km über der Erdoberfläche untersucht sind, wird man trachten, stärker gebaute „Doppelraketen“ in immer größere Höhen zu treiben, bis einmal eine solche nicht mehr zur Erde zurückkehrt. Diese Raketen würde man selbstverständlich mit selbsttätig wirkenden Signaleinrichtungen versehen, um ihre Bahnen verfolgen zu können. Gelingt es einmal, den Mond zu treffen, dann könnten die Versuche mit ganz großen Raketen beginnen. Diesen würde man Lichtbildkamern oder Filmapparate mitgeben, um gegebenenfalls Bilder der Mondoberfläche zu gewinnen. Natürlich hätte man inzwischen gelernt, „um den Mond herumzuschießen“, so daß die Rakete wieder auf die Erde zurückkehrt. Es ist nicht zu leugnen, daß alle Mühen und Opfer reich belohnt wären, wenn uns durch diese Bildstreifen das mit einem Schlage offenbar würde, was Jahrtausende vergeblich zu ergründen versuchten. Langsam würde man auch mit bemannten Raketen zu arbeiten beginnen, und zwar zunächst mit solchen für geringe Steigleistungen, damit sich der menschliche Körper allmählich an die ungeheure Anfangsgeschwindigkeit mit ihrem lebensgefährlichen „Anbruch“ gewöhnen würde. Ob überhaupt eine Gewöhnung möglich ist, bleibt fraglich.

Nun genug der trockenen Gelehrsamkeit! Wir wollen uns ein „Zukunftsbild“ ausmalen, und zwar nehmen wir an, daß es nach unzähligen mißglückten Versuchen endlich gelungen sei, ein reißetüchtiges Raumschiff zu bauen. Der „Vorratsvorrat“ nach dem Mond funktioniert schon längere Zeit ausgezeichnet, und so wagen wir es, uns einem Raumschiff anzuvertrauen; denn unser Verlangen, einmal den Mond zu sehen, ist groß. Ein Luftschiff bringt uns rasch zum „Bahnhof der Raumschiffe“ auf dem Ribo, einem der beiden Gipfel des Kilimandscharo. Bekanntlich nimmt die Luftdichte nach oben schnell ab; deshalb läßt man die Raumschiffe erst in rund 5500 m Höhe ü. d. M. abgehen, um zu sparen. Auf dem Ribo angekommen, fällt uns sofort das in einem weiten Krater zur Abfahrt bereitliegende Raumschiff ins Auge. Es stellt sich uns als ein eiförmiges, funtelndes Gebilde dar. Die Außenwand besteht aus Chromnickelstahl; auf beiden Seiten sind Fenster aus dickem Glas eingelassen. Ganz vorne an der Spitze befindet sich der „Führerstand“, eine enge Kammer, in der an allen Wänden, auch am Fußboden und an der Decke, Lederseilchen angebracht sind, damit sich der Führer im schwerefreien Raum an ihnen in die gewünschte Lage ziehen kann. Diese Seilchen sind auch in der Kabine für die Reisenden überall angebracht. Die Kabine selbst ist vornehm eingerichtet mit am Boden festgeschraubten Ledersesseln

an beiden Längswänden. Diese Sessel sind eigenartig gebaut. Sie sind nämlich mit feststellbaren, den ganzen Körper einschließend des Kopfes einklemmenden Lederkissen versehen, die die Reisenden gegen den bei der Abfahrt auftretenden „Ruck“ sichern. Heiß brennt die Tropensonne auf den afrikanischen Boden; dennoch ist es in der Kabine angenehm kühl. Das kommt daher, weil das ganze Schiff nach dem Prinzip der Thermosflaschen gebaut ist, um eine Wärmeabstrahlung im schneidenden kalten Weltraum zu verhindern. Eine Lufterzeugungsanlage, eine Lichtmaschine, eine Heizungsanlage, eine Apotheke und ein Erfrischungsraum bilden die übrige Einrichtung des Raumschiffes, abgesehen vom maschinellen Teil der Rakete.

Eben hat der Führer seinen Rundgang beendet, und ein langandauerndes Klingelzeichen mahnt uns, unsere Plätze einzunehmen. Zwei „Schaffner“ sind damit beschäftigt, die „Fahrgäste“ in ihren Sesseln festzuriegeln und verstauen sich dann selbst im Hintergrunde mittels mechanischer Vorrichtungen. Noch ein dreimal kurz aufschlappendes Signal, das Warnungszeichen! Auf „drei“ erfolgt der Ruck. Schon haben wir das unangenehme Gefühl — einem kurzen, aber heftigen Schwindelanfall vergleichbar — überwunden und sind in Fahrt. Die Schaffner nähern sich wieder, entriegeln uns, und wir schauen neugierig aus den Fenstern. Zu unserer Verblüffung gewahren wir, daß sich der gewaltige Gipfel des Ribo schon weit, weit unter uns befindet. Mit jeder Sekunde wächst die Geschwindigkeit. Immer rasender wird die Fahrt. Die Explosionen der Alkoholrakete erschüttern das Schiff. Seltsamerweise ist nur ein dumpfes Grollen zu vernehmen; denn durch luftfreie Zwischenräume und andere dämpfende Vorrichtungen ist dafür gesorgt, daß die Reisenden nicht zu viel von dem Höllenpektakel der aufeinanderfolgenden Detonationen belästigt werden. Noch einen Blick aus dem Fenster, bevor die der Sonne zugewandte Seite geschlossen wird. Langsam färbt sich der Himmel dunkler, die Sterne erscheinen und schon ist es völlige Nacht geworden. Noch flammt die Beleuchtung nicht auf, um den erhabenen Anblick voll genießen zu können. Herrlich ist es, so ins unendliche All hinauszustürmen, frei und losgelöst von aller Erdschwere und allem Erdenleid. Wo ist die Erde? Tief ist sie unter uns versunken, und der abwärts spärende Blick taucht in raumloses Dunkel, in dem die Sterne als zerstreute, ruhige Lichtpünktchen stehen. Uns überkommt ein Frösteln — fürchten wir uns? Nein, es ist die Welt-raumkälte, die durch die Glaslinsen einzufließen beginnt, und geschäftig eilen die Schaffner, auch diese Seite vollständig zu schließen. Nun sind wir allein, abgeschnitten von unserer Erde, in engem Raum eingepfercht hinjagend durch die Ewigkeiten. Wie, wenn die Maschine versagte und wir in unermeßliche Tiefen abstürzten? Für Minuten will uns der Mut entfliehen; aber ein Blick auf die gleichmütigen Gesichter der Schaffner gibt uns schnell die Gewißheit, daß nichts versagen wird und alles in vielen Fahrten erprobt ist. Und doch — wir werden ein merkwürdiges banges Gefühl nicht los. Es ist, als sei unser Körper uns fremd geworden. Zwar fühlen wir uns so leicht wie nie auf Erden, nur in den Schläfen hämmert das Blut, und es braust in unseren Ohren. Ein Warnungsruf klärt uns schnell auf: die Schweregrenze ist erreicht. Wir befinden uns also auf dem Punkt, an dem sich die Anziehungskräfte der Erde und des Mondes gegenseitig die Waage halten, sich aufheben. Oben und unten haben aufgehört, ein Begriff zu sein. Wer durch einen Stoß in schiefe Stellung gerät, muß darin beharren, wenn es ihm nicht gelingt, sich an einem der Lederringe wieder in die richtige Lage zu ziehen. Ohne Gelächter geht es dabei nicht ab und einige Reisende, die die Fahrt schon öfter gemacht haben, leisten sich den Spaß, sich vom Fußboden und der Decke abzustößen, so daß sie gleich Engeln im Raum zu schweben scheinen. Wieder ein schrilles Klingelzeichen. Vorsichtig und doch gewandt nähern sich uns die Schaffner, und wir werden von neuem in unsere Sessel „eingeklemmt“. Wir sind in den Schwerebereich des Mondes eingetreten, und nach den Gesetzen der Gravitation wird das Raumschiff umgedreht, d. h. der hintere Teil kommt nach vorne. Rücklings stürzen wir also dem Mondboden entgegen, aber wir zerschellen nicht; denn der Fall wird durch Raketenrückstoß abgebremst, und das Raumschiff landet ganz sacht auf der Mondoberfläche. Die Fahrt ist zu Ende, der Mond glücklich erreicht. Wer von uns aber geglaubt hat, einfach aussteigen und feldstecherbewaffnet den nächsten Mondaus- sichtsturm erklimmen zu können, hat sich verrechnet. Dies ist nicht so einfach wie auf unserer Erde. Zunächst hat der Mond keinerlei Luft- hülle, und wir dürfen daher unser Schiff nicht verlassen, da wir sonst erstickten würden. Dann aber schwankt die auf seiner Oberfläche herrschende Temperatur zwischen —293 Grad bei Mondmitternacht und +181 Grad beim höchsten Stand der Sonne. Nun hat der Montag 30 Erdentage, folglich dauern Nacht und Tag je 15 Erdentage. Es bleiben also nur die frühen Morgen- (Mond-) Stunden mit einer Temperatur von —20 bis 60 Grad oder die Abend- (Mond-) Stunden mit +33 bis 50 Grad zu Beobachtungszwecken. Das wären immerhin etwa 6 Erdentage. Da also der dauernde Aufenthalt auf der Mondoberfläche für menschliche Wesen unmöglich ist, mußte die Station „untermondisch“ angelegt werden. Unser Raumschiff wird durch zwei Stahltaue in die Tiefe der Mondrinde gezogen, und erst

jetzt wird unsere Kabine geöffnet. Der feierliche Augenblick ist da: unser Fuß tritt zum ersten Male Mondboden! Eine weite, taghell durch Bogenlampen erleuchtete Halle wölbt sich über uns, und die Beamten der Mondstation begrüßen uns etwas überschwenglich. Dies ist ihnen nicht zu verübeln; denn die Freude, nach der langen Mond- nacht, die sie zu zweien in dem durch das monotone Summen der elek- trischen Maschinen noch bedrückender wirkenden Schweigen hinbringen müssen, wieder Menschen zu sehen, ist jedesmal groß. Es gibt viel zu erzählen und zu erklären, doch nimmt auch dies ein Ende — auch auf dem Mond. Ein Blick auf unsere Taschenuhren überzeugt uns, daß sie nicht stehen geblieben sind, wie wir erwarteten, und wir bemerken, daß wir genau 6 Stunden zur Fahrt gebraucht haben. Das könnte wenig scheinen, doch die Rechnung stimmt. Der Mond ist vom Erd- mittelpunkt im Durchschnitt 380 000 km entfernt. Unser Raumschiff legte durchschnittlich 20 km/sek. zurück, und da 6 Stunden 360 Minuten oder 21 600 Sekunden sind, so ergibt sich eine Wegstrecke von rund 400 000 km. Eine schöne Leistung! Allmählich meldet sich der Hunger, und unter Führung der Ingenieure geht es zunächst im Fahrstuhl etliche hundert Meter tiefer hinab zum — Speisesaal. Da alles zu unserm Empfang bereit ist, setzen wir uns geschwind und „erheben die Hände zum leckeren Mahl“. An das Essen schließt sich ein Rund- gang durch das Mondkraftwerk, und wir sehen und hören mit Staunen die Wunderdinge, die dort oben unter ungeheuren Mühen geschaffen wurden. Das Mondkraftwerk besteht aus einer Generatoranlage, einer Lufterzeugungsmaschine und einer kleinen chemischen Fabrik. Die Generatoren werden durch eine Sonnenkraftmaschine angetrieben. Weite Gebiete der Mondoberfläche sind mit ungeheuren Parabol- spiegeln bedeckt, in denen die Sonnenstrahlen aufgefangen, verdichtet und ins Werk gelenkt werden.

Aus Eis wird Sauer- und Wasserstoff gewonnen zur Füllung der Raumschiffe nach der Erde. Nach Beichtigung des Kraftwerkes be- geben wir uns zur Ruhe, um „morgen“, d. h. nach einigen Stunden, einen „Ausflug“ zur Mondoberfläche zu unternehmen. Mit dem Schlaf ist es jedoch nichts. Die Eindrücke der letzten Stunden und die ver- änderten Lebensbedingungen (künstliche Luft und geringere Schwere, Mondschwere = $\frac{1}{6}$ der Erdschwere) lassen unsern Körper nicht zur Ruhe kommen. Wir müssen uns erst gewöhnen. So kommt es, daß wir noch kein Auge geschlossen haben, als wir zur „Ausfahrt“ abgeholt werden. Da, wie bereits erwähnt, der Mond keine Luft besitzt, sind einige Vorsichtsmaßnahmen nötig. Jeder von uns erhält eine Schutz- brille gegen die allzusehr blendenden Sonnenstrahlen und wird in eine Art Taucheranzug mit spiegelnder Außenfläche gesteckt (Thermos- überzug), an dem sich ein Sauerstoffapparat zur künstlichen Atmung befindet. Im Fahrstuhl geht es dann empor zu „lustiger Höhe“. Wir freuen uns schon auf das helle Tageslicht, auf den „blauen Himmel, an dem die Sonne lacht“, sind aber arg enttäuscht, als wir oben an- kommen. Der Himmel ist schwarz und dunkel. Zwar sehen wir die Sonne, gleich groß wie von der Erde aus, aber sie hebt sich heller und glänzender vom sammelschwarzen Himmelsgrund ab. Alle Sterne sind neben der Sonne ungeschwächt und ohne jedes Funkeln in ruhigem Lichte sichtbar. Wo die Sonnenstrahlen auf das Mond- gestein auftreffen, ist grelles Licht; ringsum und in den Tiefen der Mondtäler herrscht undurchdringliche Nacht. Wehmütig sucht unser Blick die Erde, und wir werden auf eine große, schmale Sichel auf- merksam gemacht, die sich unmittelbar unter der Sonne befindet. Die Erde zeigt dieselben Phasen wie der Mond, und zwar haben die Mondbewohner gerade „lehtes Viertel“. Da die Sonne über der Erde steht, sehen wir nur den oberen Rand beleuchtet. Wir grüßen Dich, Heimatstern, Dich, liebe Mutter Erde!

Die Mondlandschaft hat für uns Erdenbewohner etwas trostlos Odes, unjagbar Bedrückendes. Kein Vogelgell, kein noch so leises Windes- raunen, kein Waldesrauschen unterbricht die unheimliche Stille. Ringsum wuchtendes Schweigen. Eine stumme, starre Welt. Wir sind froh, als unsere Führer zur Abfahrt mahnen und fühlen uns in der freundlichen Halle im Mondinnern fast „mollig“.

Inzwischen wurde unser Raumschiff neu mit Triebmitteln gefüllt und steht bereit zur Abfahrt nach der Erde. Es heißt Abschied nehmen, und wir tun dies nicht ungern; wir sehnen uns zurück nach unserer Erde. Wehmütig sehen uns die beiden Ingenieure nach — für sie heißt es noch auszuharren bis Ablösung kommt. Schon sitzen wir in unseren Stühlen, ein Ruck — nicht so heftig wie auf der Erde wegen der geringeren Schwere — und die Rückfahrt beginnt. Nach abwärts 6 Stunden kommen wir fröhlich auf dem Ribo an; Luftschiff und Eisen- bahn bringen uns rasch nach Hause, wo wir nicht müde werden, all die geschauten Wunder einem staunenden Kreise von Neugierigen zu erzählen.

So oder ähnlich könnte sich in 50 oder 100 Jahren eine Mondreise abspielen und diese Schilderung braucht nicht unbedingt ein „Phan- tastiegemälde“ zu sein. Doch wir wollen unserer Einbildungskraft nicht allzulüth die Zügel schießen lassen und uns ehrlich eingestehen, daß noch viele „Wenn und Aber“ zu überwinden sind, bevor dieser Traum Wirklichkeit wird. Denn: wenn auch Prof. Oberth der Ansicht ist, daß technisch der Eroberung des Weltraums keine unüber-

windlichen Schwierigkeiten entgegenstehen, so sagt uns der gesunde Menschenverstand, daß die Lösung einer so ungeheuren Aufgabe, besser gesagt: deren praktische Ausführung ungeheure Opfer an Geld und — Menschenleben erfordert.

Ja, groß sind die Errungenschaften unseres technischen Zeitalters, und doch: im Verhältnis zu den im Weltall vorhandenen Naturkräften wissen wir nur verschwindend geringe Teile der vorhandenen Energien auszunützen. Was wissen wir denn eigentlich vom Weltall? Abgesehen von den schon durch ihre ungeheuren Entfernungen sich jeder Erforschung entziehenden Sonnenwelten der Milchstraße und dieser selbst sind uns sogar die Welten unserer Bruderplaneten, des Mars, der Venus, des Jupiters usw. versiegelte Geheimnisse.

Wir ziehen auf Grund unserer Beobachtungen Schlüsse und wissen sehr wohl, daß dies ebenfögt Trugschlüsse sein können. In Wirklichkeit tasten wir im Dunkeln. Unsere beschränkten Sinne lassen uns nur ganz grobe Vorgänge gewahren, zudem sind wir an unser dreidimensionales Empfinden gebunden, und das in letzter Zeit besonders von den Spiritisten behauptete Bestehen einer vierten Dimension ist noch nicht bewiesen. Wir können also damit nichts anfangen. Was wir sagen und auch beweisen können, ist nur: so oder so stellt es sich unsern Sinnen dar, und niemals: so ist es. Durch die Vervollkommenung der Fernrohre und Mikroskope haben wir in den letzten Jahren den Schleier ja wohl etwas lüften können. Jedoch, was sind die Wunder des Mikrokosmos und der Isotopie (der Lehre von den Atomen), an sich für uns von ungeheurer Bedeutung, mehr als nur ein ganz kleines Schrittchen weiter in der Erkenntnis?

Doch ich wollte ja die Möglichkeit der Verwirklichung der „Träume von der Fahrt ins Weltall“ untersuchen. Wer will bestreiten, daß nicht spätere Generationen zu der schmerzlichen Gewißheit gelangen können, daß unüberwindliche Naturgesetze für immer und ewig uns Menschen auf unsern Planeten bannen? Warum — so müssen wir uns fragen: da es doch in anderen Sonnenwelten ebenfalls erkaltete Sterne, Planeten, gibt, die vielleicht unsere Erde an Mannigfaltigkeit und Formenreichtum weit übertreffen und möglicherweise von menschenähnlichen Wesen mit höchster Intelligenz bewohnt sind — warum hat von jenen Wandelsternen noch kein „Raumschiff“ den Weg zu uns gefunden? Zwar wissen wir nicht, ob nicht vor Jahrmillionen schon fühne Raumschiffe unserer Erde einen Besuch abgestattet, sie unbewohnbar gefunden und sich enttäuscht vielleicht der Venus oder dem Mars zugewandt haben? Daß wir bis heute nichts fanden, was darauf hindeutet, beweist nichts dagegen, die Möglichkeit ist jedoch gering.

Dazu kommt, daß es nach dem neuesten Stande unserer Forschungen nahezu sicher ist, daß in unserm Sonnensystem die Erde der einzige Planet sein kann, der von Menschen bewohnt wird. Venus, Jupiter, Saturn, Neptun und Uranus stehen vermutlich auf einer Entwicklungsstufe, die die Erde längst hinter sich hat, während Mars, dieser in den letzten Jahren die Einbildungskraft so lebhaft beschäftigende kleinere Bruder unseres Heimatsterns, bereits weit über das Stadium der Erde hinaus zu sein scheint. Von Merkur wissen wir wegen seiner Sonnennähe gar zu wenig, um Bestimmtes über sein Alter sagen zu können. Seine Lufthülle kann nur ganz dünn sein, und er besitzt wahrscheinlich eine raue Oberfläche: beides Eigenschaften, die er mit unserm Mond gemein hat. Photometrische und spektroskopische Beobachtungen deuten gleichfalls auf eine Ähnlichkeit mit dem Mond hin: es ist daher anzunehmen, daß der Merkur gleich unserm Mond unbewohnt ist.

Das Rätsel der „Marskanäle“ ist ja gelöst; es hat sich herausgestellt, daß die (scheinbar) regelmäßigen Linien und Doppellinien, die der bekannte Mailänder Astronom Schiaparelli 1877 entdeckte, nur auf einer Täuschung der Augen beruhen. Man fand, daß die sog. „Kanäle“ um so weniger zu sehen waren, je stärkere Fernrohre man anwandte, und aus jüngster Zeit liegt eine Beschreibung von Barnard vor, der den Mars am Wodligen Refraktor der Yerkes-Sternwarte zu Williamsbay in Nordamerika beobachtet hat. Dieser sagt, daß die regelmäßige Gestalt des Kanalnetzes in diesem Instrument fast völlig verschwinde und sich in unzählige helle und dunkle Pünktchen auflöse. Der Traum über das Vorhandensein hochintelligenter menschlicher Wesen auf dem Mars (man wollte sogar Lichtsignale aufgefangen haben) scheint endgültig ausgeträumt.

Technisch ist es also möglich, in den leeren Raum vorzustößen, ob aber praktisch? Hier stoßen wir auf unüberwindliche Schwierigkeiten, so daß von vornherein fast der Mut zu sinken droht. Es wäre natürlich falsch, deshalb die ganze Frage einfach als unlösbar beiseite zu schieben; denn Schwierigkeiten sind schließlich dazu da, um überwunden zu werden. Zudem hat es noch nie an wagemutigen Pionieren gefehlt, wenn es galt, einen kühnen Plan zu verwirklichen. Siehe das Beispiel der Flugtechnik. Der Gedanke, den Oberth sachlich, aber mit seltenem Mute der Fragestellung in seinem Werte vertritt, wird sich die Menschen unterjochen. Es liegt für uns irrende, tastende Menschenkinder ein Reiz darin, außer uns und unserer irdischen Umwelt nach dem Wirklichen, Wahrhaften, nach der Erklärung des Unbegreiflichen, des letzten und höchsten Rätsels zu suchen. Haben wir nicht viele Gottsucher? Rurd Lakwiz, dieser geistvolle Forscher und Schriftsteller, spricht in seinem Roman „Sternentau, die Pflanze vom Neptunsmund“ von der Planetenseele. Weil uns Menschen die innige Verbindung mit unserm Planeten verlorengegangen sei, weil wir nicht wie die Pflanzen mit unserm ganzen Sein in ihm wurzeln, hätten wir auch nicht Teil an dem „Wissen der Planetenseele“ und müßten unsern Gott solange schmerzlich außerhalb suchen, bis wir uns in unserer Entwicklung wieder zu unserm Planeten zurückgefunden hätten. Wie diese Entwicklung vor sich gehen soll, sagt Lakwiz in seinem Roman nicht genau. Ist dies vielleicht die Wahrheit? Sind wir nicht Kinder unserer Mutter Erde, von ihr abhängig und ihren Launen unterworfen? Ist unser Körper nicht auf irdischen Gesetzen aufgebaut und fesselt uns nicht die Erde furchtbar durch ihre Schwerkraft, die unüberwindliche? Bedeutet nicht jeder Versuch, sich dieser Fessel zu entwinden, sicheren Untergang? Was wollen die paar tausend Meter, die wir uns in Flugzeugen und Luftschiffen zu erheben vermögen, besagen gegen die über alle Vorstellung gehende Unermeßlichkeit der „eigentlichen Welt“, des Alls?

Das sind Fragen, deren Beantwortung uns wohl nie vergönnt sein wird. Liegt hier der Punkt, über den hinaus unser Denken fruchtlos bleibt, so müssen wir auch dem Traum von der Eroberung des Weltalls entsagen.

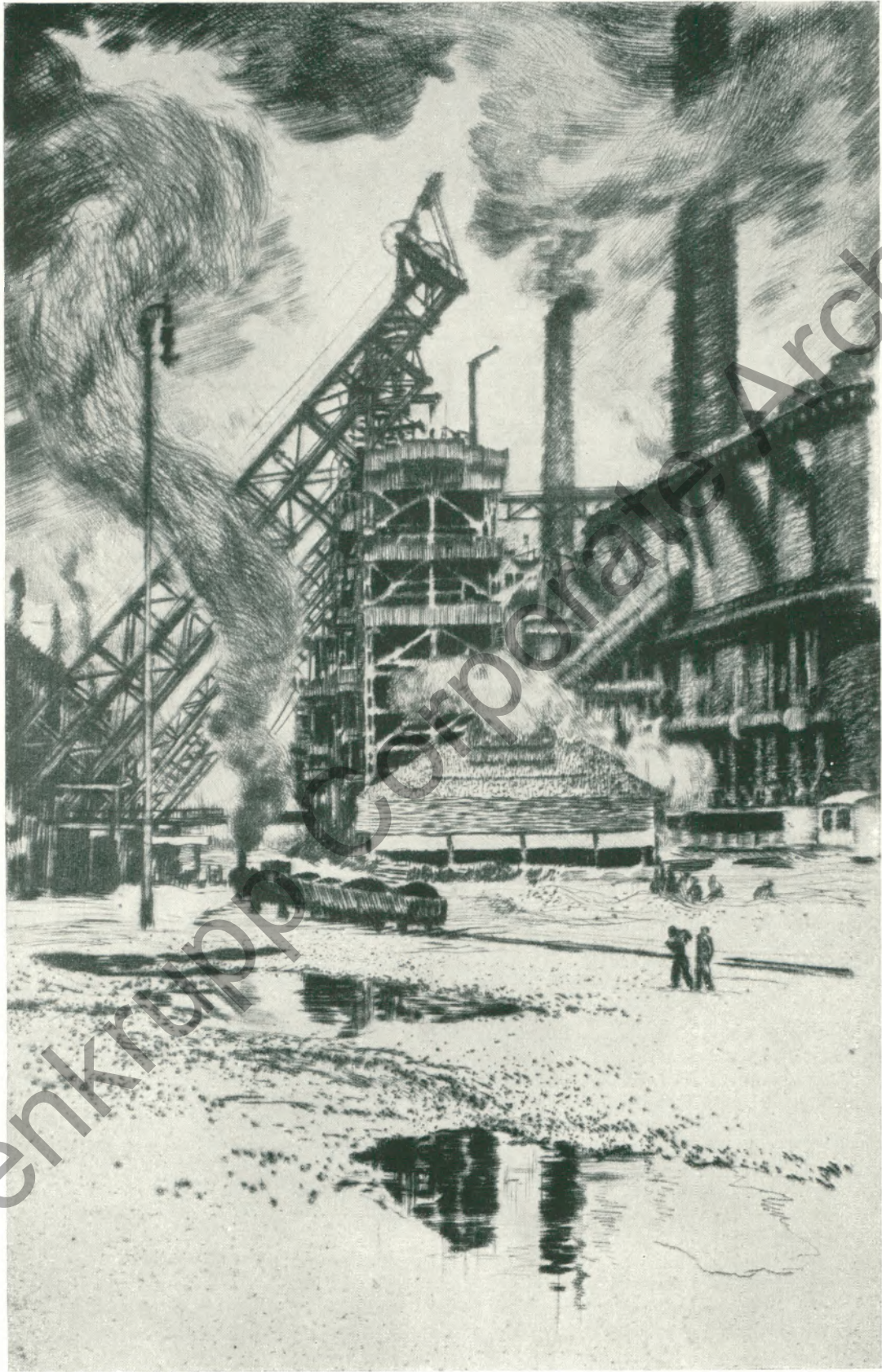
Gesetzt den Fall jedoch, die Schwerkraft wäre zu überwinden, so blieben noch genug Hindernisse. Meteore, kosmischer Staub, Kometen usw. und wahrscheinlich unser menschlicher Organismus — alles wird sich dagegenstemmen. Fast sieht es so aus, als hätten jene recht, die alles Forschen und Grübeln über Dinge, die über unsere irdische Welt hinausgehen, als vermessene und frevelhaft ansehen. Aber sie haben nicht recht. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, sagt der Volksmund und sagt wie immer das Richtige. Das Dunkel unserer Herkunft und unseres Hinganges sollte eigentlich, weil „Anfang und Ende aller Dinge“ für unsere beschränkte Sinneswelt, vor allem und jedem unsern Geist beschäftigen. Daß die große Mehrheit aller Menschen gerade in astronomischen und philosophischen Dingen von einer beschränkenden Unkenntnis sind; daß sonst kluge, tüchtige Menschen von philosophischem Hokuspotus und überspannten Weltall-Beglückungsträumen überhaupt nur sprechen können, ist für unsere „kulturell“ so hochstehende Zeit kein gutes Zeichen.

So sind wir also trotz Goddards und Oberths Berechnungen heute noch weit vom Ziele, und es ist noch eine große Frage, ob nicht sogar zu wünschen wäre, wir möchten ewig auf unsere Erde gebannt bleiben. Noch ist die Menschheit nicht reif zu solcher Tat. Wer das bezweifelt, werfe einen Blick auf unsere europäischen und besonders unsere deutschen politischen und sozialen Verhältnisse. Stände uns heute schon die Einfahrt in die Häfen des Mars und des Morgensterns offen — so schreibt Rob. Henseling im Sternbüchlein für 1925 (Rosmos-Verlag, Stuttgart) —, so würden sich vielleicht morgen oder übermorgen die kampffähigsten Völker der Erde um das Vorrecht zerfleischen, die Schätze jener Welten einzuheimsen und mit dem plumpen Zugriff ruhmglühender Eroberer hineinzuführen in die Entwicklungen, die der Schöpferreichtum der Natur dort erzeugt hat.

Solange sich jedes Volk besser dünkt, jede Partei gesinnungstüchtiger, ja, jeder einzelne gescheiter als die anderen —; solange nicht eine freiwillige frohe Unterordnung unter ein oberstes Gesetz, einen alles beherrschenden Gedanken leitender Grundsatz unseres Handelns wird: so lange sollte uns auch die Erkenntnis des letzten höchsten Rätsels vorenthalten bleiben.

Hente muß ich Dir noch einmal sagen, was ich Dir als kleiner Bub so oft zugerannt habe: Wenn ein Döblein, sein Mütterlein umhalsend, sagt: „Du bist doch die Allerallerhöchste auf der ganzen Welt!“, so lächle nicht über Kindertorheit. Es ist die Weisheit des Unmündigen, die aus ihm spricht. Die Liebe ist das Schönste. Und einem jeden tritt die höchste und reinste Liebe eben einmal in seiner Mutter entgegen. Darum ist sie für ihn das Schönste und scheint's nicht nur seinen kindlichen Augen.

W. Jleg (aus dem Nachlaß).



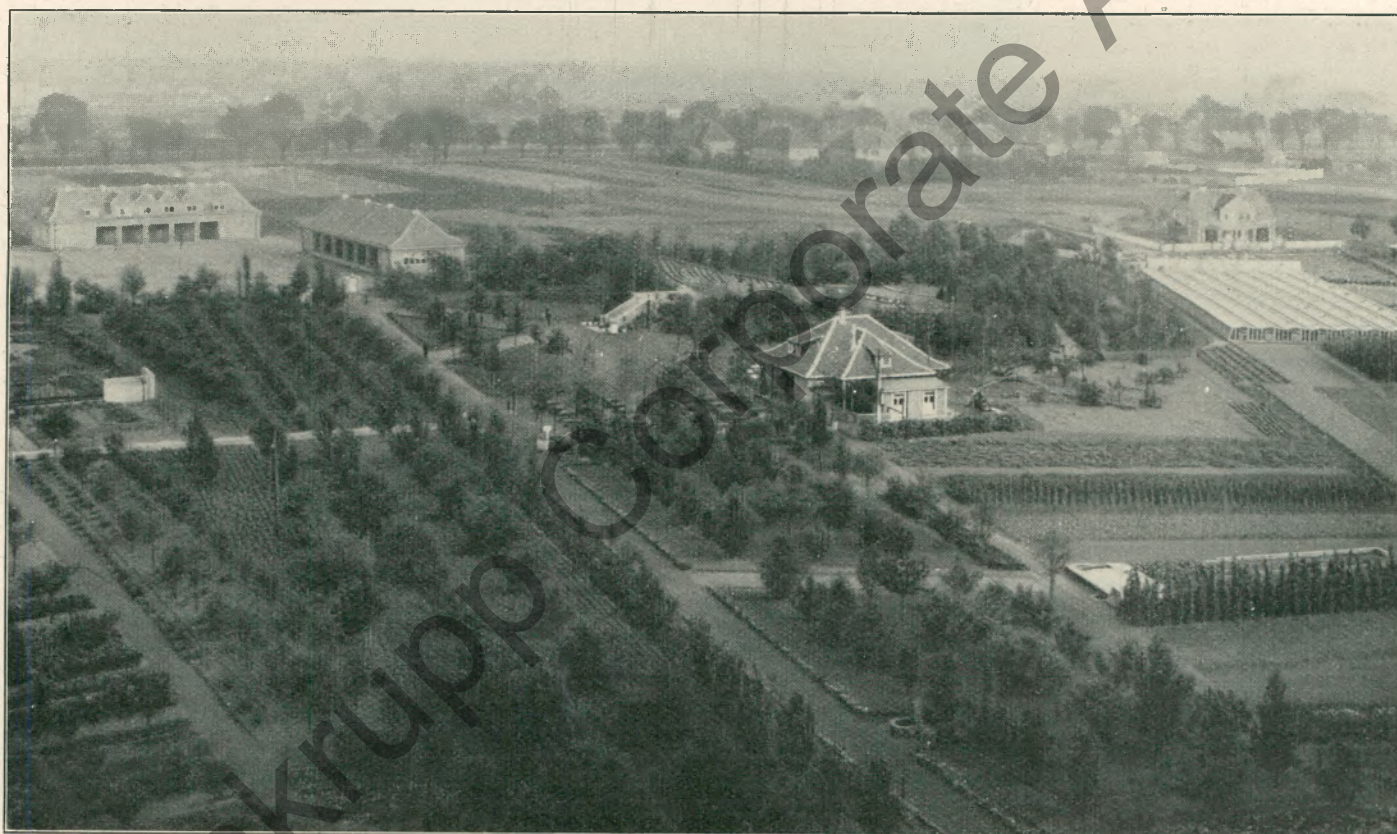
Rabierung

Hanns Anfer

Rettung, deren erste an der Stelle ansetzt, wo eine Tausendzahl von Jugendlichen, über Nacht durch außerhalb ihres Willens liegende Kräfte aus dem Wirtschaftsprozess geschleudert, hilflos, ratlos und verzweifelt auf der Straße liegt, die schiefe Ebene gegenüberzustellen, welche vom gleichen Ausgangspunkt zwangsläufig über Herumlungen, Arbeitsentwöhnung, Demoralisierung, Verwilderung zur Kriminalität der verschiedensten Schattierungen führt, um zu begreifen, welche wertvolle Arbeit in Düsseldorf geleistet ist. Vergewärtigt man sich, daß der Versuchsboden des über alles Erwartungen gelungenen Experimentes in keiner Weise durch besondere örtliche oder zeitliche Verhältnisse bedingt war, sondern daß jede Großstadt heute mindestens ein gleichgeeignetes Wirkungsfeld besitzt, auf dem die brachliegenden Kräfte der jugendlichen Erwerbslosen eingesetzt werden können, hält man sich vor Augen, daß jede Großstadt unter der fünf- oder gar sechststelligen Erwerbslosenziffer geeignetes und

williges Führermaterial im Überfluß besitzt, erwägt man schließlich, daß alle diese „im Training“ gehaltenen Kräfte davor bewahrt werden, das Arbeiten zu verlernen und daher am ehesten ohne Überwindung körperlicher und seelischer Hemmungen in den regelmäßigen Wirtschaftsprozess wieder eingegliedert werden können, sobald der kritische Leerlauf überwunden ist, dann gipfelt die Summe dieser Erkenntnisse in dem einen Wunsch: Möchte das Vorbild der Düsseldorfer Arbeitsschule, zur Zeit in Deutschland fast einzig dastehend, anregend und vorbildlich wirken! Möchten sich überall an den berufenen Stellen die Persönlichkeiten finden, die die Fähigkeit und den Willen in sich tragen, das einzige Gut, über das wir in Deutschland noch frei verfügen können und dürfen, unsere Jugend, durch die Not der Gegenwart ungefährdet in eine bessere Zukunft hinüberzureiten!

debus.



Die Düsseldorfer Schulgartensiedlung mit Freilichtbühne.

Der in Bild 1 wiedergegebene Kampfsplatz nach dem erfolgreichen „Angriff“ durch jugendliche Erwerbslose.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzugiehn,
Das letzte wär' das Höchsterrungene.
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,

Und wie sie nascht, gewaltfam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen ...
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß! Goethe, Faust II.

Geld.

Mauderei von Max Karl Böttcher.

Ob Onkel Balthasar heute abend für uns Zeit hat? Was denkst du, Erika?"

"Aber sicher hat er Zeit, Hans! Als er uns gestern abend in seinem Studierzimmer die wunderbaren alten Papyrus- und Pergamentrollen zeigte und dabei so interessant von der Entstehung des Papiers erzählte, versprach er uns noch, heute wieder von seinen Schätzen etliche auszugraben und von ihnen zu erzählen. Also komm, wir gehen nach dem Turmzimmer, Hans, Onkel wartet sicher schon auf uns."

Die beiden jungen Leuten, Hans und Erika, waren bei Onkel Balthasar, dem Herrn vom Schlosse Schnaditz, seit einigen Tagen auf Besuch. Aber der gute, alte Onkel war alles andere als Landwirt. Die Gutsbewirtschaftung hatte er verpachtet und lebte nun im Herrenhause als weltfremder Gelehrter. Sein Reich war der alte Wartturm, in dem er sich hoch oben ein stilles Stübchen als Studier- und Sammlungszimmer eingerichtet hatte. Dort lebte er ganz seinen Wissenschaften und seinem Sammeltriebe, auf vielen Gebieten war er ein tüchtiger Forscher und genoß in der Gelehrtenwelt einen guten Ruf. —

Erika hatte ihr Umschlagetuch geholt, Hans prüfte seine Taschenlampe — und nun durchschritten sie die dunklen, düsteren Gänge, durchquerten riesige, hohe, öde Säle mit vergilbten und verräucherten Ahnenbildern und langten endlich im alten Wartturm an. Schnell ging es die Wendeltreppe hoch, und der gute Onkel, der sie kommen hörte, öffnete die Tür seines kleinen, gemütlichen Rundgemaches im vierten Stockwerke des Turmes und zog sie in das warme, traulich erleuchtete Stübchen.

"Dachte ich mir es doch, daß ihr kämet, Kinder!"

"Wir stören wohl, Onkelchen?" fragte scheu Erika.

"Nein, ihr stört nicht. Was ich heute abend vorhabe, kann ich gut in eurer Gesellschaft erledigen."

"Was hattest du denn vor?"

"Ich habe ein paar alte, wertvolle Münzen erstanden, aus dem Nachlasse des verstorbenen Pfarrers, die will ich in meine Münzsammlung einrangieren, dabei könnt ihr zusehen und gewiß mancherlei Interessantes erfahren. Habt ihr Lust dazu?"

"Aber freilich, Onkel! Unser Professor sagte einmal zu uns Gymnasiasten: Münzen und Briefmarken zu sammeln ist das Interessanteste, was es gibt."

Herr von Schnaditz führte Neffen und Nichte an ein schmales, zierlich gebautes Wandchränken mit vielen, vielen Zugfächern. Er zog eins der flachen Fächer heraus, das in etwa fünfzig kleine Quadrate geteilt war, und in jedem lag ein Wattenbüschlein, in welchem — wie in einem Neste — eine glänzende Münze eingebettet war.

"Seht, Kinder, das sind seltene Stücke aus aller Herren Ländern, nach Alter und Wert geordnet. Wer mit Liebe und mit Nachdenken Münzen sammelt, dem offenbart sich ein Stück Erdkunde, Weltgeschichte und Kulturgeschichte zugleich. Hier in diesem Kasten liegen österreichische, hier türkische, hier nordische Münzen, da unten die Münzen aller lateinischen Länder und so fort."

"Haben denn alle Völker Geld?" fragte Erika.

"Natürlich! Frage doch nicht so dumm!" entrüstete sich Hans.

"Die Frage war gar nicht so dumm, Junge, und dein 'natürlich' war gar nicht so klug, wie du glaubst. Geld in dem Sinne, was wir darunter verstehen, haben tatsächlich nicht alle Völker; z. B. die wilden Stämme im Innern Afrikas, Australiens und mancher noch schwach erforschten Gebiete Südamerikas haben noch kein Münzgeld."

"Aber was denn, Onkel? Wenn sie sich nun etwas kaufen wollen?"

"Diese unkultivierten Volksstämme brauchen nichts zu kaufen. Einesteils wächst ihnen durch die üppige Fülle der Natur fast alles zu, was sie bedürfen an Nahrung und Kleidung und Wohnung, andernfalls baut sich jedes Familienhaupt das etwa Fehlende selbst auf seinem Ackerland, oder er bekommt es durch seine Haustiere. Also Geld in unserm Sinne ist für sie nicht nötig."

"Himmel, haben es diese Menschen gut!" seufzte komisch Erika.

"Am, das ist nun Ansichtssache, Mädel! Abrißens war es vor vielen hundert Jahren bei unsern Vorfahren nicht anders als bei diesen wilden Volksstämmen."

"Bei den alten Germanen?"

"Gewiß, und überhaupt bei allen Völkern."

"So hatten diese auch kein Geld?"

"Nein, erst mit der sogenannten Kultur, mit welcher auch die Bedürfnisse und Ansprüche der Menschen wuchsen, ist der Begriff Geld entstanden. Die Völker, die eher Kultur hatten, hatten auch eher Geld, also die Römer, Griechen und viele Völker Asiens."

"Seit wann gibt es denn das Geld überhaupt?" fragte Hans.

"Darauf zu antworten ist nicht leicht. Eine bestimmte Jahreszahl kurzerhand zu nennen, ist unmöglich. Ich möchte lieber sagen, Geld gibt es, seitdem der Mensch nicht mehr in der Lage war, das, was er für sich bedurfte, eigenhändig zu bebauen oder herzustellen. Versteht ihr das?"

"Am, du meinst vielleicht so, Onkel: Der eine Mensch hatte etwas gemacht, sagen wir eine Waffe aus Eisen, die sein Nachbar nicht hatte und auch nicht selbst fertigbrachte, weil er kein Geschick und kein Material dazu hatte. Da bat er seinen Nachbar, ihm auch so ein Ding zu machen. Dieser tat es und gab es ihm, wollte aber dafür eine Gegengabe haben. Habe ich dich richtig verstanden?"

"Ganz und gar, gerade so meine ich es. Also der Nachbar bekam einen Gegenwert."

"Vielleicht zehn Mark!" pläzte Erika heraus.

"Nein, du kleines Dummchen, so weit sind wir noch nicht, denn Münzen hatte man damals noch lange nicht. Ich denke, der Waffenschmied bekam dafür eine Ziege oder ein Schaf."

"Das wäre aber dann doch keine Bezahlung, sondern ein Tausch!" schmolte Erika.

"Siehst du, jetzt stimmt es! Ein Tausch war es, und — ist denn nicht heutzutage jeder Kauf auch ein Tausch? Der Kaufmann gibt Ware, der Käufer tauscht dafür Geld. Und besinnst euch auf die schrecklichen Zeiten vor wenigen Jahren, auf die sogenannte Inflationszeit, in welcher das Geld so wertlos war, daß die Kaufleute für Geld ihre Ware gar nicht eintauschen mochten. Zu dieser Zeit wurden ganz ähnliche Tauschgeschäfte abgeschlossen, wie sie einst unsere Vorfahren tätigten und wie sie heute noch unter den wilden Völkern üblich sind. Der Bauer brachte in der Inflationszeit zum Schuhmacher Butter und Schinken und tauschte dafür ein Paar Schuhe. — Ihr erkennt also, daß das Geld aus dem Tauschhandel der Urzeit entstanden ist. Sogar der fremde Name des Geldes, der aber auch bei uns gelegentlich verwendet wird, stammt aus jener Tauschzeit vor vielen Jahrhunderten. Du, Hansemann, alter Lateiner, müßtest eigentlich wissen, daß die Ruh der alten Römer, die das beliebteste Tauschmittel war, pecus hieß, und daß hiervon pecunia, das lateinische Wort für 'Geld' abgeleitet ist. Jeder Gebildete kennt heute das Wort 'pekuniär', das heißt etwa: geldlich. Man sagt: Der und der ist pekuniär besser gestellt als ich, d. h., er verdient mehr als ich, er hat mehr Geld als ich."

"Aber für kleine Sachen konnte man doch nicht gleich eine Kuh eintauschen, Onkel?" warf Erika ein.

"Gewiß nicht, da nahm man eben andere Sachen des täglichen Bedarfs als Tauschmittel. — Schaut euch diese Münze genau an, Kinder!" — Onkel Balthasar entnahm einem Fache eine ovale Münze, die ein Loch in der Mitte hatte und deren Ränder geschwungen waren.

"Nun, womit hat dies Ding wohl bei einiger Phantasie Ähnlichkeit?" fragte er.

Lange blickten die Kinder auf das seltene Stück, endlich meinte Hans zaghaft: "Ich wüßte etwas, Onkel, aber du wirst mich auslachen."

"Nur heraus mit der Sprache, Junge, und nicht sich geniert!"

"Unsere Trine, die alte Magd, hat ein verrostetes Gartenmesser zum Salat schneiden, und der Griff von dem Messer, natürlich viel größer, sieht bald so aus wie diese Münze!"

"Posttaufend, Junge, bist ein heller Kopf! Stimmt! Diese Münze stammt aus dem alten China. Das Messer war bei den Urvölkern der wichtigste Gegenstand des täglichen Gebrauchs, deshalb wurde es ein geschätztes Tauschmittel. Später, als man auch dort zum Kauf mit Münzen übergegangen war, nahm man zum Vorbild für die Münze das Messer; d. h. die Schneide ließ man weg, nur der Griff blieb, daher diese seltsame Form für die Münze."

"Aber wozu das Loch in diesem Geldstück?" wollte Erika wissen.

"Zum Anhängeln, Mädel! Dente doch, Brieftasche und Geldbörse waren diesen Menschen unbekannt, wie und wo sollten sie da ihr Vermögen, wenn sie ihre Hütte verließen, aufbewahren? Taschen hatten sie auch nicht, da sie ja zum Teil nackt gingen, deshalb reiheten sie die Münzen an einem Bastfaden auf und hingen sich ihr Vermögen um den Hals. Abrißens tun das wilde Völker auch noch heute mit ihrem Geld."

"Ich denke, sie haben kein Geld."

"Münzgeld meine ich auch nicht. Der Wilde ist eitel wie die Kinder, er schmückt sich gern, und sein Hauptschmuck sind Muscheln. Eine Muschelfette um den Hals ist für ihn das, was für ein Mädchen ein güldenes Röllchen ist, sein Stolz und seine Sehnsucht. Deshalb nehmen Missionare und Forschungsreisende, auch Kaufleute, die wilde Völker

aussuchen, neben anderen Tausch- und Lockmitteln allerlei Sachen mit, die schmücken und sich aufreihen lassen, also Muscheln, Glasperlen und ähnliches für uns ganz wertloses und billiges Zeug, das aber für die Wilden von großem Wert ist, weil sie diese Dinge nicht haben. Es gibt wilde Stämme, bei denen aufgereichte Muscheln direkt als Geld, als Tauschmittel nach festen Grundsätzen, verwendet werden.“

„Wer mag nun das Münzgold eingeführt haben?“ fragte Hans.

„Das ist nicht mit Bestimmtheit festgestellt. Münzgold im eigentlichen Sinne des Wortes soll in Ägypten in Kleinasien entstanden sein. Die Tauschmittel richteten sich ganz nach den Lebensbedingungen der Völker; so waren bei nordischen Völkern Pelze, bei den am Meere wohnenden Angelaken, bei den in großen Jagdgebieten, also in Wäldern, wohnenden Speerspitzen die Tauschmittel. Ihr seht, immer Dinge, deren man nötig bedurfte.“

„Warum ist man aber dann zur Münze übergegangen?“

„Wahrscheinlich aus Bequemlichkeit. Man wollte einen Einheitswert schaffen und nahm dazu wertvolle Metalle, Bronze, Eisen, Kupfer, Silber, Gold. Übrigens nicht gleich runde oder gar geprägte Stücke, sondern ursprünglich erst einfache Metallplatten, die gewogen wurden, wie auch der Name mancher heutigen Gelder noch andeutet: ein Pfund bei den Engländern, ein Livre, schließlich — die Mark. Denn auch die „Mark“ bedeutet ursprünglich ein Gewicht, das seit dem 12. Jahrhundert im Münzwesen das Pfund verdrängte und bis 1857 (!) die deutsche Münzgewichtseinheit blieb. Wer ein solches Geldstück bekam, wog es erst nach, ob das Gewicht auch richtig war, und ich besinne mich, daß mein Vater noch eine Goldwaage hatte und beim Verkauf von Vieh erst die Goldstücke peinlichst nachwog; waren sie zu schwer, wurde ein Stückchen vom Rande abgeschnitten, war es zu leicht, wurde es als zu geringwertig zurückgewiesen. Ja, ja, damals hatten die Leute noch mehr Zeit und Geduld als heute! Warum lachst du da, Erika?“

„Ich muß lachen, wenn ich mir vorstelle, wie das heute bei einer Kasse bei Wertheim im Warenhaus aussehen würde, wenn die Leute mit einer Waage daständen und das Geld nachwiegen und schließlich an dem Gelde herumschneiden würden!“

„Das wäre freilich zum Lachen,“ mußte der Onkel zugeben.

„Heute ist das Gold ganz aus dem Handel verschwunden, da herrscht das Papiergeld!“ meinte traurig Hans.

„Ja, die Banknote hat das gute Gold verdrängt, obgleich sie eigentlich ja keinen Wert hat, nur Tauschwert oder Kaufkraft, wie man heute sagt, dadurch, daß derjenige, der sie herstellt und ausgibt, also der Staat oder eine von ihm beauftragte Bank — bei uns in Deutschland die Reichsbank — verspricht, den Wert des Papiergeldscheines in Gold umzutauschen.“

„Das ist eigentlich ein schlauer Gedanke gewesen, statt Gold Papier auszugeben! Wer mag den wohl zuerst gehabt haben?“ fragte Hans.

Onkel Balthasar schritt zu seinem Schreibtisch und entnahm einem Fach eine Mappe und dieser wieder eine Banknote mit seltsamen, verschörkelten Schriftzeichen.

„Hier seht ihr die erste Banknote der Welt, Kinder!“

Mit Ehrfurcht schauten Hans und Erika auf die Rarität.

„Diese Seltenheit muß ja einen unsagbaren Wert haben, Onkel!“ staunte Hans.

„Wenn sie echt wäre, ein Riesenvermögen! Aber sie ist nur eine Nachahmung, denn von dieser ersten Banknote existieren auf der Erde nur vier Exemplare, und ich wäre nie in der Lage, eins davon anzukaufen, selbst wenn ich mein ganzes Rittergut Schnadig dafür hingäbe.“

„Aber das sind doch chinesische Buchstaben auf dem Schein!“ rief Hans, der nun genau die Banknote betrachtete.

„Stimmt! Diese erste Banknote stammt aus der Regierung des chinesischen Kaisers Tai-Ming, der 1368 bis 1399 herrschte. Einen Geldschein aus früherer Zeit kennt bis jetzt die Forschung nicht“, erklärte der Onkel.

„Also ist wohl auch bei uns seit reichlich 500 Jahren das Papiergeld eingeführt?“ vermutete Erika.

„O nein, so schnell ging das nicht. Die erste Bank, die überhaupt in Europa errichtet wurde, war die zu Barcelona in Spanien um das Jahr 1400, aber sie kannte noch keine Banknoten; erst im Jahre 1668 gab eine nordische Bank in Stockholm die ersten Banknoten heraus.“

„Bank?! — Bank?! Warum nennt man eigentlich Geschäfte, die nur mit Geld hantieren, Bank, Onkel? Wir verstehen doch unter Bank eigentlich ein Möbelstück aus Holz oder Eisen oder meinetwegen auch Stein, auf das man sich setzt!“

„Im, Mädels, oder auf welches man etwas legt oder ausbreitet, nicht wahr? Nun hört: Früher, im Mittelalter, war das heutige Italien ein reiches Kaufmannsland. Besonders Venedig war der Mittelpunkt alles Handels von Europa. Aus dem Norden, aus Deutschland besonders, zogen riesige Kaufmannszüge, sechs, acht Wagen, mit vier Pferden bespannt und von Waffentnechten beschützt, nach dem Süden, nach Venedig, um dort Waren zu kaufen, die die dortigen Handelsherren aus fernen, südlichen Ländern auf ihren Segelbarren herbeigeschafft hatten: Reis, Zucker, Mais, Zimt, Teppiche, Waffen und anderes. Nun hatten unsere Kaufleute aber kein in Venedig gültiges Geld, mußten aber in Venedig die Waren mit dortigem Gelde bezahlen. Da hatten sich an den großen Handelsstraßen, die unsere Kaufmannszüge ziehen mußten, Geldwechsler, oft Juden, aufgestellt. In Straßekreuzungen, unter schattigen Bäumen bauten sie ihre Geldkisten auf Holzbänken auf und dort wechselten die fremden Handelsherren ihr Heimatgeld in venedisches um, wofür die Wechsler — und mit Recht — Wechselgebühren nahmen. Daher der heute jedem gebräuchliche Name „Bank“, denn italienisch hieß eine solche Holzbank „banca“. Oft gab es aber betrügerische Geldwechsler, die den Fremden verfallenes, also ungültiges Geld aufschwindelten, das ihnen dann in Venedig kein Mensch abnahm. Auf der Rückreise machten dann die Betrogenen, wenn sie an der schlechten Bank vorüberfuhren, ihrem Zorne Luft; es kam zu Streit und Schlägereien, und dabei kam es vor, daß die ergrimten Waffentnechte der Kaufmannszüge die „banca“ kurzerhand zerschlugen. Auf italienisch heißt nun „zerschlagen“ aber „rotto“ also die „banca“ war dann „rotto“, zerschlagen, kaputt, konnte nicht mehr wechseln und zahlen. . . .“

„Ach, Onkel, jetzt weiß ich, was du erklären willst!“

„Nun?“

„Das heute bekannte Wort „Bankrott!“ Ein Geschäft ist bankrott, d. h. es ist zahlungsunfähig!“

„Richtig, Junge! Und nun Schluß für heute, Kinder! Morgen erzähle ich euch etwas Neues! Und nun: marsch, marsch! Zu Bett!“

Vom Wesen der Gymnastik.

Von Hilde Hofmann.

Die wenigsten Menschen sind sich über Wesen und Ziel der modernen Gymnastik im klaren. Viele sehen in ihr nur den Ausdruck einer verfeinerten, vielleicht sogar überfeinerten Kultur, die meisten lediglich einen neuen Zweig einseitig-sportlicher Betätigung. Und nur ganz allmählich ringt sich die Erkenntnis durch, daß die auf fester wissenschaftlicher Grundlage beruhende Gymnastik sich zum Ziel die planmäßige Durchbildung des gesamten äußeren und inneren Menschen gesetzt hat.

Der eine oder der andere wird mit scheinbarem Recht einwerfen: Das ist aber doch gar nichts Neues. Schon seit Jahrtausenden hat man die Notwendigkeit einer Erziehung und künstlerischen Durchbildung des Körpers empfunden, wenn auch die Wege, auf denen man zu dem gleichen Ziel zu gelangen hoffte, im Wechsel der Jahrhunderte auseinander gehen. Und gerade die moderne Gymnastik, welche nach Ansicht ihrer Anhänger als vollkommenes neues Glied an das Ende der langen Entwicklungskette gesetzt

sein soll, zeigt in ihrem Äußeren so starke Berührungspunkte mit der Gymnastik im alten Hellas und Rom, daß man in ihr etwas wesentlich und grundlegend Neues nicht zu erblicken vermag, vielleicht sogar — einen Schritt zurück gegenüber dem sogenannten „deutschen Turnen“.

In Wirklichkeit macht aber gerade die Verschmelzung dieser beiden Kernstücke zu einem neuen einheitlichen Ganzen unter bewußtem Außerachtlassen unwesentlicher Äußerlichkeiten oder als falsch erkannter Einzelheiten das Wesen der modernen Gymnastik aus.

Die drei vorgenannten Begriffe auf eine kurze Formel gebracht: Äußere Rhythmik mit kaum merklichen Ansätzen zu innerer Harmonie als Wesen der antiken Gymnastik, einseitige Muskeldurchbildung durch äußerliche Wirkung körperlicher Übungen als Wesen des deutschen Turnens, Mitschwingen, Spannung und Entspannung des ganzen Organismus durch äußeren und inneren Impuls als Wesen der modernen Gymnastik.

Solange nur der Mann auf die rein körperliche Er-
tückung hinarbeitete, zeigte sich die Schwäche der
lediglich turnerischen Einstellung weniger, obwohl auch
hier eine Überernährung einzelner Muskelpartien auf
Kosten der harmonischen Durchbildung des Gesamt-
organismus unschwer festzustellen war. Die Fehler
traten erst augenfällig in Erscheinung, als die Frau in
der richtigen Erkenntnis der Notwendigkeit körperlicher
Übungen begann, es den Männern nachzutun — sie
turnte, indem sie anfangs die Übungen der Männer
blindlings und schematisch übernahm, ohne darauf
Rücksicht zu nehmen, daß der weibliche Organismus
in seinem ganzen Aufbau und seiner Zweckbestimmung
unmöglich den gleichen Gesetzen wie denen der Männer
unterworfen werden kann. Und erst allmählich kam man
zu der Erkenntnis, daß die gymnastischen Übungen der
Frauen auf ganz anderer Grundlage auf- und auszu-
bauen seien, wenn man nicht mehr Schaden als Nutzen
davon haben wollte; man gelangte aber weiter zu einer
geistigen Verankerung der Grundlage durch die Er-
kenntnis, daß die körperlichen Dinge mit seelischen und
geistigen Funktionen untrennbar verbunden sind, und
kam zu dem Schluß, daß mechanisches Nachahmen ge-
wisser Bewegungen niemals einen Körper von Grund
auf verändern kann.

Damit war zum erstenmal der Weg freigelegt zu einer
wirklichen inneren und äußeren Harmonie.

Der Weg, schrittweise, vom Ausgangspunkt bis zum
Ausblick aufs Ziel: die Gymnastik soll uns den Weg
zu unserm Körper zeigen, sie soll uns das Wissen ver-
mitteln vom Körper und seinen Funktionen, sie soll uns
Körpergefühl, Körperbeherrschung und seelische Be-
herrschtheit geben.

Die Spannungsgymnastik

kräftigt unsere Muskeln. Durch systematische Übungen
können Haltungs- und leichte Körperfehler korrigiert

werden. (Rückgratsverkrümmungen, Schwäche der Brust-
und Bauchmuskulatur, eingesunkener Schultergürtel,
schwache Fußgelenke usw.) Durch Regelung der At-
mung (Atemgymnastik) fördern wir unsere Lungen-
tätigkeit und beeinflussen aufs günstigste unsern Blut-
kreislauf und Stoffwechsel. Daher sollen nicht nur körper-
lich „Begabte“ Gymnastik treiben, sondern gerade denen,
die an körperlichen Unvollkommenheiten leiden, wird die
Gymnastik am meisten geben. — Wir lernen unsern
Körper richtig (statisch) aufbauen, ihn im Stehen und
Gehen in sich ruhend zu tragen. Durch Lockerungs- und
Entspannungsübungen machen wir unsern Körper ge-
lenkig und elastisch und befreien uns von körperlichen
und seelischen Verkrampfungen und Hemmungen. Wir
können alle Übungen, besonders die Entspannungs-
übungen täglich mit Erfolg anwenden; denn viel Schuld
an Nervosität und Schlaflosigkeit trägt die Unfähigkeit,
sich einmal vollkommen von aller Spannung befreien und
lösen zu können. Die Lockerungsübungen machen
besonders unsere Bänder und Gelenke geschmeidiger und
unsere Muskel-tätigkeit unabhängiger voneinander.

Die Bewegungsgymnastik

baut auf dem so Erworbenen auf. Wir bekommen das
Gefühl für richtigen Angriffspunkt und Ablauf einer
Bewegung, wir können sie ohne Widerstand ausführen
und brauchen nur die Muskelgruppen, die dazu nötig
sind; und so kommen wir schließlich zur Freude an
unserm Körper und an der Bewegung und dadurch zur
Steigerung des gesamten Lebensgefühls.

Wie wichtig eine geregelte, organische Körperschulung
(auch als sozial-hygienisches Gebot) für uns Frauen ist,
muß immer wieder betont und ausgesprochen werden.
Denn wir sind es doch, die die Verantwortung für das
neue Geschlecht tragen, und solange ein Volk gesunde
Mütter hat, wird es auch lebensfähig sein! —

Große Ausstellung Düsseldorf 1926

für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen.

III.

Die Halle „Der Mensch“. — Der vorgeschichtliche Mensch. — Die Dioramenhalle. — Das Deutsche
Hygiene-Museum. — „Mensch und . . .“

Das Wissen vom Menschen, das uns in der Abteilung „Ge“ (Ge-
sundheitspflege) der „Gesolei“ vermittelt werden soll, ist mit
Recht aufgebaut auf geschichtlichem Fundament:

Die Gesamtausstellung „Der Mensch“ behandelt in erster Linie den
vorgeschichtlichen Menschen, die Frühgeschichte der Menschheit.

Von dem großen Kuppelraum der Halle 25 aus führt der Weg zur
Rechten in diese grundlegende kulturgeschichtliche Schau, und als Weg-
weiser dient die große plastische Rekonstruktion des Neandertal-
menschen, der mit dräuender Gebärde und in riesiger Gestalt den
zwanzigtausend Jahre jüngeren Nachkommen entgegentritt. Es er-
scheint jedoch angebracht, ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen,
daß der plastisch dargestellte Neandertaler nicht etwa in natürlicher
Größe wiedergegeben ist, sondern daß das „Riesenmaß des Leibes hoch
über Riesengröße hinaussteigt“. Der Laie könnte meinen, unsere
Vorfahren vor 20 000 Jahren seien die aus Sagen und Märchen
bekannten „Riesen“ gewesen; das ist durchaus nicht der Fall, im
Gegenteil ist der vorgeschichtliche oder doch der urzeitliche Mensch
wahrscheinlich körperlich wesentlich kleiner gewesen, als die heutigen
Menschen es sind. Auch ist es fraglich, ob er ganz so drohend und im-
posant durch die Urwälder schritt, wie man es nach diesem Phantasie-
bild vermuten könnte. Man darf vielmehr annehmen, daß er nahrung-
suchend umher, „schlich“ und „kroch“. Wahrscheinlich trug sein Gesicht
deutlich den Ausdruck der Furcht, da er ewig auf Angriff bedacht
und auf Verteidigung vorbereitet sein mußte gegen gewaltige Gegner

aus dem Tierreich und gegen Naturereignisse, die ihm als gegen ihn
gerichtete feindliche Äußerungen finsterner Mächte erschienen. Dieser
Ausdruck fehlt in dem Modell. Daß die Wissenschaft bei solchen
Rekonstruktionen nach spärlichen Knochenüberbleibseln auf Ver-
mutungen angewiesen ist und daher zu verschiedenartigen Resultaten
in derselben Sache kommt, beweist die Wiener Büste des Neander-
talers, die im gleichen Saale aufgestellt ist, aber im Gegensatz zu
der großen Figur einen fast idiotischen Gesichtsausdruck zeigt. Man
hätte noch eine dritte Rekonstruktion aufstellen sollen, die wohl die
beste gewesen wäre, den „Urmensch“ von Jaeger, der im „Werk“ vor
Jahren abgebildet war (1922, Heft 4, S. 151).

Noch eins: Die Gruppe des vorgeschichtlichen Menschen enthält
manche Lücke, abgesehen davon, daß sie für den Laien noch immer
nicht genügend durch beigelegte Erläuterungen und Datierungen ver-
ständlich gemacht ist. So fehlt eine leichtfaßliche Darstellung des
Weltalls, der Entstehung der Erde und eine Darstellung der Ge-
schichte der Erde als der unentbehrlichen Grundlage, aus der das
Menschengeschlecht hervorstieg. Es wäre unbedingt erforderlich
gewesen, eine leichtverständliche Darstellung der Formationsgruppen
und ihrer Unterabteilung zu geben, mit Nennung der gleichzeitigen
Hauptvertreter des Pflanzenreichs und der Tierwelt sowie mit
kurzen Angaben der Entwicklungsgeschichte des Menschen vom Tertiär
über die Eiszeiten hinaus bis zum Alluvium, und zwar dieses alles
mit Angabe der Jahresberechnungen, soweit sie nach dem heutigen



Anatomie in der Universität Duisburg.

Phot. H. Ray.

Aus dem Dioramensaal des Prof. Habersing. — Künstl. Gestaltung: W. von Wecus.

Stand der Wissenschaft angegeben werden können. Der Besucher hätte dann nicht nur den vorgeschichtlichen Menschen als etwas Fertiges, Vorhandenes vor sich erblickt, sondern er hätte sein Werden und das der Erde, die ihn trägt und ohne die er nicht wäre, und deren Werden und Stellung im Weltall im Zusammenhang gesehen und erfasst.

Sollten die in der Gruppe des vorgeschichtlichen Menschen aufgestellten Modelle etwa nach Beendigung der Ausstellung als dauernde Museumsstücke Düsseldorf erhalten bleiben, so wäre wohl eine entsprechende Ergänzung durch plastische Modelle und Dioramen dringend zu empfehlen.

Der Neandertalmensch bewacht den Zugang zu den malerischen Panoramen, die uns einen Blick in das Leben der Menschen der älteren und jüngeren Steinzeit (Paläolithikum und Neolithikum) tun lassen. Eine naturgroße und nach den Funden im Federseemoor (Oberschwaben) naturgetreue Nachbildung eines jungsteinzeitlichen Pfahlbauhauses mit der gesamten Inneneinrichtung bildet den Abschluß der Sondergruppe des vorgeschichtlichen Menschen.

Ein weiterer Teil der Ausstellung ist der mittelalterlichen und neueren Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften gewidmet. Hier wird in einer großen Dioramenhalle, aus deren Dunkel uns 14 farbenprächtige plastische Bilder entgegenleuchten, die Entwicklung der Gesundheitspflege am Rhein während der 2000 Jahre unseres Kulturabschnittes vorgeführt. Diese eigenartigen Darstellungen, welche kulturhistorische Bilder in neuartige Formen fassen, gehören zu den eigenartigsten Kunstleistungen der Ausstellung, wobei folgendes bemerkt sei:

Um das Gesamtthema der Ausstellung dem Interesse und dem Verständnis der Laienbesucher näher zu bringen, hat man — die Dresdener Hygiene-Ausstellung von 1911 und die dort erstmalig angewendeten Lingnerschen Methoden sich zum Vorbild nehmend — sehr viele Kapitel des an sich spröden und dem Publikum fern liegenden Stoffes mit Hilfe von Plastik und Farbe in Anschaulichkeit und Lebendigkeit zu übertragen versucht.

Auf der gesamten Ausstellung sind infolgedessen außerordentlich viele Dioramen, bewegliche Modelle, plastische Schaubilder u. dgl.

zu sehen, die zum allergrößten Teil von der Ausstellungsleitung in eigenen Werkstätten hergestellt worden sind. Da ist nun manches sehr gut gelungen, manche Erfindungen sind geistreich, manches trocken-wissenschaftliche Kapitel, dem der Laie sonst kaum Interesse entgegengebracht haben würde, ist durch kluge und wirksame Darlegungen verkörpert und mit Leben versehen worden (wobei Lichtkünste eine große Rolle spielen). Doch darf nicht verhehlt werden, daß an manchen Enden des Guten ein wenig zuviel getan und wohl auch manchmal in dem Bestreben, alles Langweilige zu vermeiden, über das Ziel hinausgeschossen wurde, so daß zuweilen eine ernste Sache nicht die entsprechend ernste Behandlung erfahren hat.

Diese Kritik richtet sich jedoch nicht gegen die genannten 14 Dioramen „Gesundheitspflege am Rhein“, die mit wirklich überraschendem Kunstverständnis und in einer neuartigen, packenden Form lebendige Szenen aus verschiedenen Jahrhunderten geben. Sie beginnen mit einer Krankenbeschwörung aus altgermanischer Vorzeit — Abirgens hier doch ein kleiner einschränkender Einwurf: Sind das Germanen? oder Araber in Burnussen? Ich glaube, hier hat der Künstler ein wenig reichlich Gebrauch gemacht von der ihm gern zugestandenen Berechtigung, die Aufgabe mit „seinen“ Augen zu sehen —, sehen sich fort über die Römerzeit am Rhein, die Kranken- und Seuchenbekämpfung in Klöstern, Burgen und Städten des Mittelalters und gleiten schließlich über das Rokoko in die neuere Zeit über. Dieser Rundtempel mit den prachtvoll beleuchteten, bunt bemalten und vor farbenreichen Hintergründen aufgestellten Holzschnitzereien zieht — und das sollen sie ja — das Publikum mächtig an und führt es mit sanftem Zwang in die zunächst weniger einladenden Abteilungen, die in den nächsten Räumen folgen und sich mit dem menschlichen Körper, seinem Äußeren und Inneren befassen.

Wenn wir unsern Rundgang durch die Ausstellungshallen des Riesenbaues 25 nun weiter fortsetzen, so gelangen wir zu der Sonderausstellung des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden, der verdienstvollen Gründung des schon genannten, leider zu früh verstorbenen Dresdner Großindustriellen R. A. Lingner, der in der sächsischen Hauptstadt im Jahre 1911 die Große Hygiene-Ausstellung schuf und mit ihr den Grundstein legte zu dem Hygiene-Museum.

Es sind große Schätze an wissenschaftlichen Darstellungen und Vorführungen, die wir hier zu sehen bekommen, und zwar in so packender, klarer Form, daß auch der Laie mit allergrößtem Interesse den Spruch befolgt: „Schau um dich, schau in dich!“ Dieses In-sich-hineinschauen ist uns in genialer Art an wundervollen Modellen ermöglicht. Erschöpfend ist unser Körper bis in die kleinsten Teile vor uns sezziert, ins Riesige vergrößert und in vollem „Betrieb“ vorgeführt. Die Knochen, die Muskeln, das Blut- und den Blutkreislauf, die Verdauungsorgane, das Kapitel Verdauung und Ernährung, das Nervensystem, die Sinnesorgane — das alles liegt vor unserm staunenden

jeder Nerv, jeder Knochen, das Gehirn in seinen einzelnen Windungen, das ganze geheimnisvolle Gebilde, das man „Mensch“ nennt, liegt entschleiert vor uns. Erschütternd wirkt in ihrer Gesamtheit diese Ausstellung, erschütternd und erhebend. Und schließlich müssen wir doch gestehen: Die letzte große Frage nach dem „Sinn des Seins“ wird uns nicht beantwortet, die Frage nach dem „Woher, Warum, Wohin?“ — die Frage: Welche Kraft hat dies alles geschaffen? Warum hat sie es geschaffen? Warum leben wir kurze Zeit auf diesem Erdball — aufsteigend aus dem unermehlichen, rätselhaften Nichts und schließlich wieder versinkend in ihm? — Warum, warum? — Wohl wurden uns alle



Phot. M. Ray.

Barbierstube im alten Bacharach.

Aus dem Dioramensaal des Prof. Haberling. — 2000 Jahre Gesundheitspflege am Rhein.
Künstl. Gestaltung: W. von Decus.

Auge ausgebreitet wie ein plastisches Lebensbuch der Anatomie. Wir sehen z. B. das Blut, das durch unsere Adern rinnt, in seiner Zusammensetzung an einem 1000fach vergrößerten Kubitzentimeter Blut, wir sehen seinen Kreislauf, sehen das schlagende Herz, lernen mit ehrfürchtiger Bewunderung für die gewaltige Natur die Leistung unsers Herzens als einer Pumpstation kennen, wir staunen ein riesiges Modell unserer Haut an, das in 350facher Vergrößerung ihren ganzen bewundernswerten Aufbau erkennen läßt — kurz, es ist, als ob wir den „Stein der Weisen“ gefunden hätten und den letzten Schleier von den Geheimnissen unseres innersten Lebens wegzögen. Alles, was wir bisher ins Riesenhafte vergrößert (natürlich auch vergrößert) gesehen haben, begegnet uns nun schließlich in der Rotunde „der durchsichtige Mensch“ in natürlichen Präparaten. Hier „durchschauen“ wir tatsächlich unsern Körper und seine Organe, jeder Muskel,

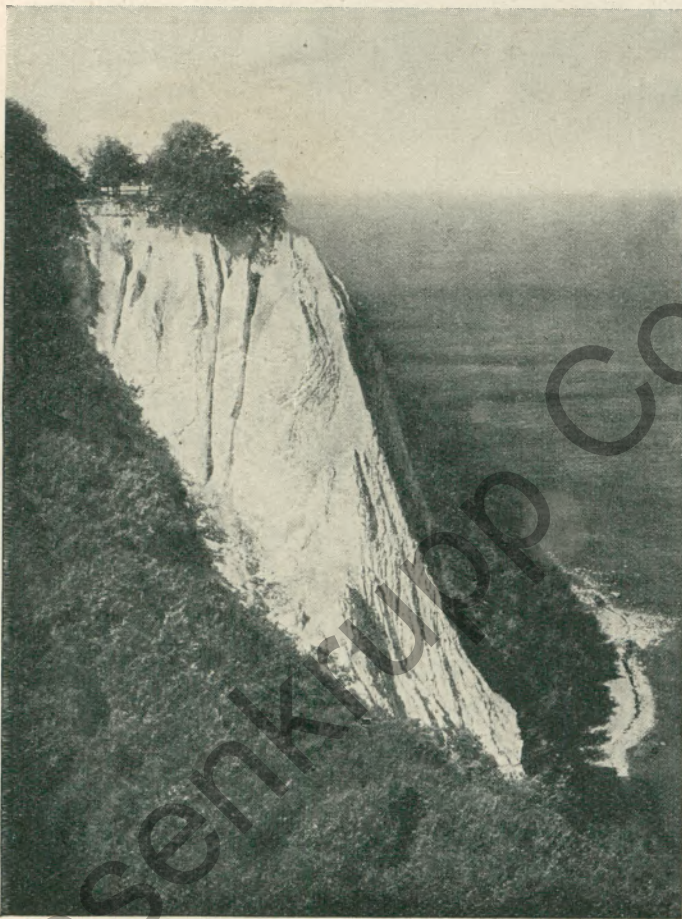
möglichen Fragen unter der Überschrift „Mensch und““ auseinandergelegt und erklärt, nur die eine nicht: „Mensch und Gott“, — wobei sich unter dem Worte „Gott“ jeder denken kann, was er will; ich meine die schaffende und erhaltende Kraft, die, die das Weltall schuf und erhält und auf unserer Erde alles, was wir sehen und fühlen: den Erdball, Pflanze, Tier und Mensch, Luft und Licht und Wasser und Feuer. — Wer, warum, wozu? Und demütig gestehen wir am Schlusse: Ich weiß, daß wir Menschen viel zu vieles und doch nichts, gar nichts wissen! Drum gehe jeder an seine Arbeit zurück und tue seine Pflicht gegenüber sich selbst und seinen Mitmenschen unter Anwendung der körperlichen und geistigen Kräfte, die ihm aus unerforschlichen Gründen und von einem unerforschlichen Willen gegeben sind. Das, was wir erforschen können, sollen wir Menschen erforschen, vor dem Unerforschlichen sollen wir in Ehrfurcht schweigen. . . .

Reisen und Wandern.

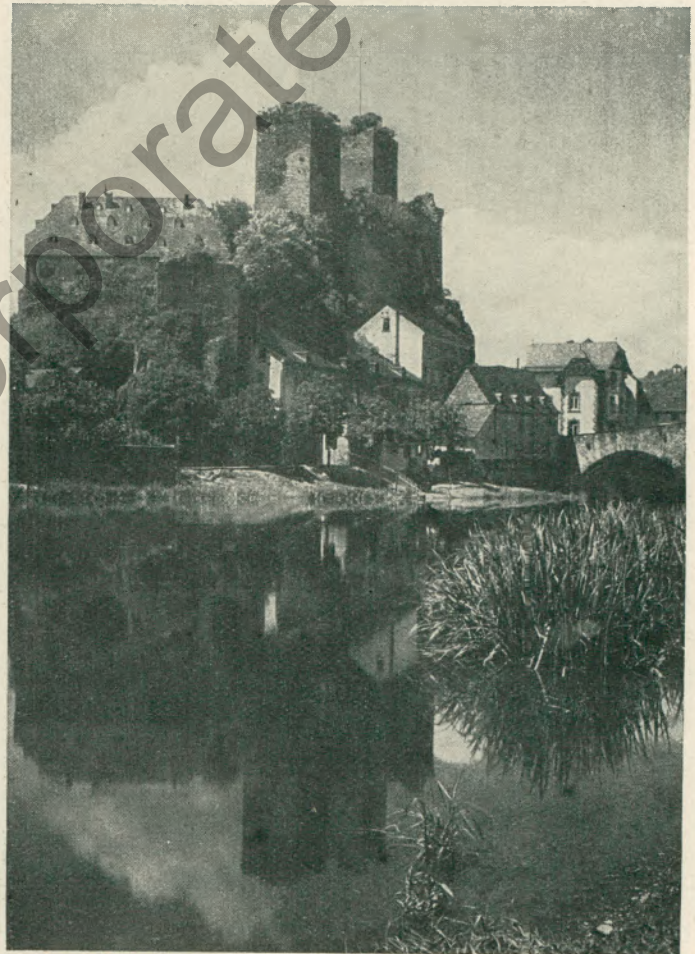
Von der Schönheit deiner Heimat.

Wo das Bernsteinmeer die schneeweißen Dünen Pommerns aufstürmt, wo grüne Buchenhaine und wogende Kornfelder bis an das Meer gehen und die hohen Kreidefelsen Rügens die Schiffer der Ostsee grüßen; wo die wilden Wogen der Nordsee am roten Felsen Helgoland emporspritzen und über die einsamen Halligen wie schäumende Rösse dahinjagen — da sind die Grenzen deiner Heimat!

Wo der Rheinstrom sich durch die blauen Schieferberge drängt, die Lurley ihn grüßt und die Dome sich in seinen grünen Wassern spiegeln; wo die Burgen von grauer Vorzeit erzählen und Rebenhügel, soweit das Auge reicht, die Ufer betränzen; wo Liederklang aus allen Tälern und von allen Höhen den Wanderer grüßt und funkelnde Römer hell zusammenklingen — da sind die Grenzen deiner Heimat!



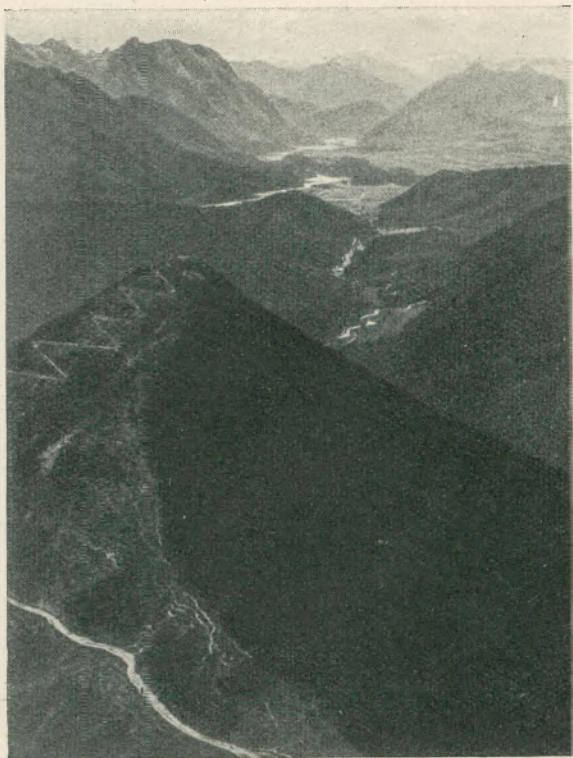
Rügen. Der Königsstuhl.



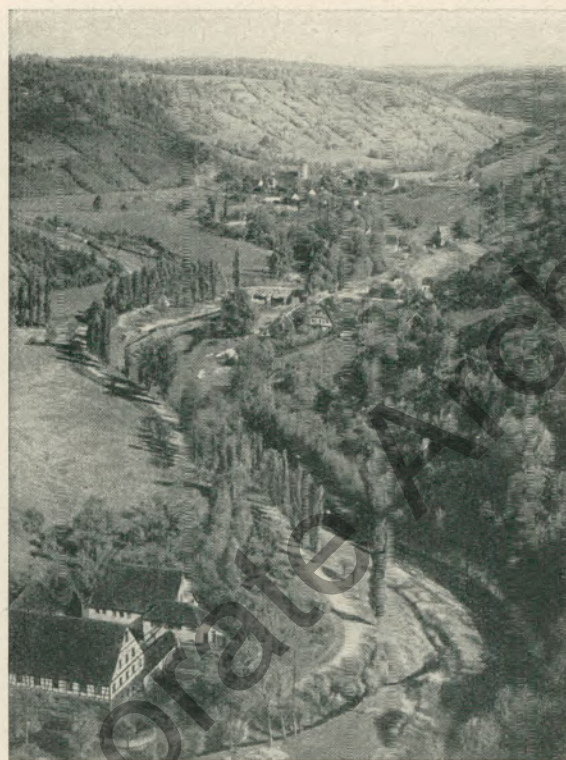
Runkel an der Lahn.

Wo sich der Alpen firnglänzender Bergwall aufstürmt und der Watzmann und die Zugspitze ihre schneebedeckten Häupter zum Himmel recken; wo die Wildbäche schäumen und in blauen, tiefen Bergseen sich stolze Königsschlösser spiegeln wie Schwäne in stiller Flut; wo der Adler über den Wolken kreist und auf den grünen Almen lustige Zauchzer erschallen — da sind die Grenzen deiner Heimat!

Blaue Bergketten mit dunklen Tannenwäldern und sprudelnden Quellen und wildgeackten Felsen; schäumende Gießbäche, zu Tal drängend, an ihren grünen Ufern klappernde Mühlen; in lieblichen Bergtälern das friedliche Abendläuten der Glocken und über den weiten Wäldern der blaue Rauch schwelender Kohlenmeiler; würzige Winde und weite Blicke über liebliche Auen und ferne Hügel — das ist deine Heimat!



Blick vom Herzogstand in das Isartal
über den Martinskopf hinweg.



Rothenburg ob der Tauber. Taubertal.

Stolze, breite Ströme, von Pappeln und Weiden
umsäumt, schwerbeladene Rähne mit hohen Masten, von
rauchenden Dampfjahren gezogen; an den Ufern volkreiche
Städte mit eifriger Menschen und rauchenden Schloten,

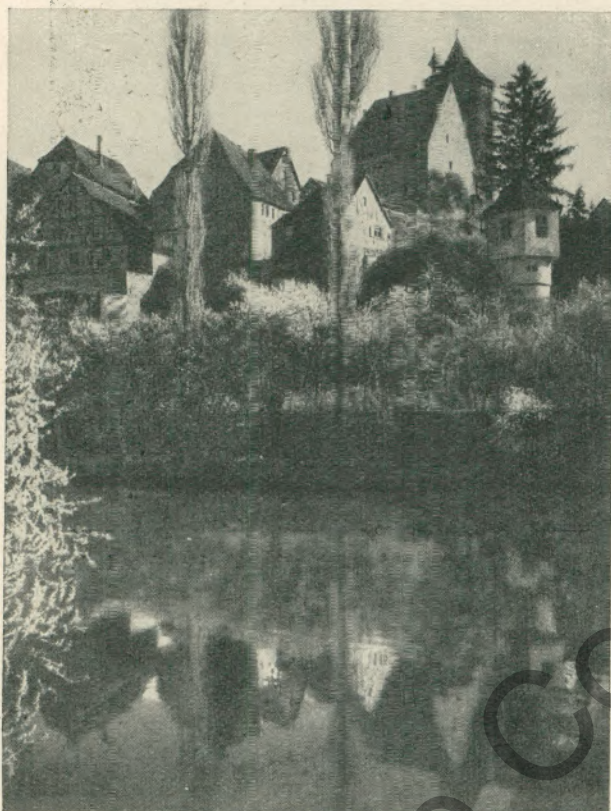
die Urbilder der Kraft und des Fleißes; über die hohen
Eisenbrücken donnern die Bahnen, und auf den breiten
Straßen im Flußtal wirbeln rauchende Kraftwagen
weiße Staubwolken auf.



Im Hamburger Hafen.

Friedliche, stille Dörfer, fernab von Lärm und Fabriken, ehrwürdige Strohdächer und grüne Linden, um ein altes, freundliches Kirchlein zusammengedrängt; auf den weiten Ädern reißt der Pflug lange, schwarze Furchen auf, schwerer Erdgeruch und frische Nordwestwinde, singende Lerchen im blauen Himmel und auf grüner Saat friedlich essende Rehe — das ist deine Heimat!

Verschlafene Fichtenwälder, wehmütig traurige Weisen rauschend, in dem tiefen, heißen Sand der Waldwege mahlen die Räder der Wagen; heilige Stille im sommerlich brütenden Forst, nur zuweilen von dem Schrei einer Krähe oder dem fernen Ruf eines Menschen unterbrochen; am Waldrande flimmernde, heiße Luft, gelbe Ginsterbüsche und spielende Schmetterlinge — das ist deine Heimat!



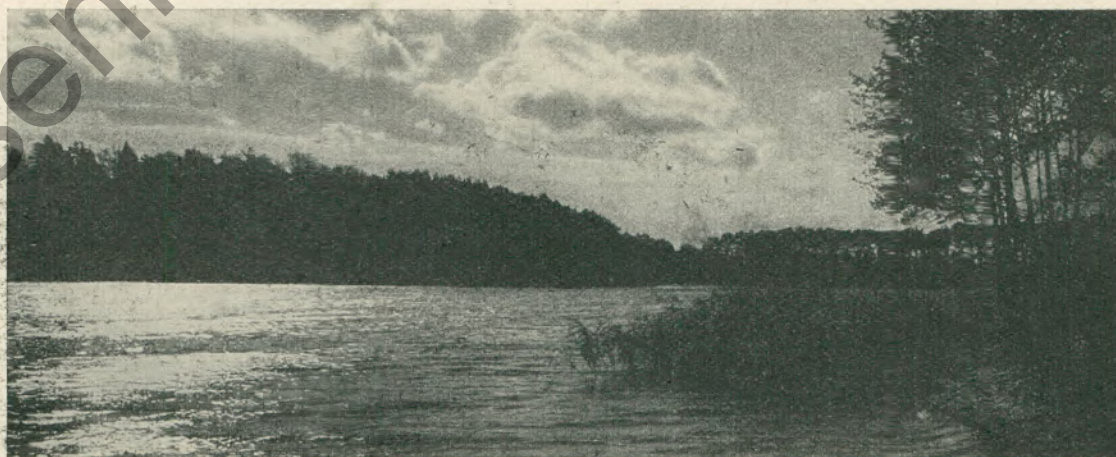
Befigheim am Netar.



Am Wannsee bei Berlin.

Ein stiller See im grünen Buchenwald, wie ein Spiegel ruht seine dunkelgrüne Flut; das Rühr rauscht leise an seinen Ufern, Wildenten spielen in einer Bucht; wie ein Dom wölben sich die hohen Buchen zum Himmel,

goldig flimmert das Licht durch den grünen Schleier; der Fuß rauscht durch rotbraune Wogen alten Laubes; in der Ferne das Läuten einer Sonntagsglocke — das ist deine Heimat! Das ist dein Vaterland!



Am Schlachtensee bei Berlin.

Wohl leuchten im Land, da die Zitronen blühen, der Himmel und das Meer blauer, und die Winde wehen dort lind und weich und umschmeicheln kosend des Wanderers Angesicht; wohl übertrifft die Farbenpracht reisender Orangenhaine die graue Nüchternheit märkischer Kiefernwälder, und die stolze Schönheit der Alpenriesen sieht verachtend auf die sanften Hügelketten Thüringens hinab.

Wohl ist im welschen Süden das Blut heißer und die Rede schneller, und die Augen funkeln aus schwärzlicher Nacht. Aber die rauen Winde im deutschen Lande stählen den Blick und machen das Herz fest, und auf den sandigen Äckern und den braunen Heiden wächst in Mühe und Arbeit ein zähes Geschlecht. Aus den blauen und grauen Augen schaut die Treue und die Biederkeit, und der schwere Schritt des Bauers redet von hartmachender Not, von Ernst, von Entfagung und Zähigkeit.

Wer je im Süden war und in schlaffer, berauscher Luft zu ersticken drohte, der sehnte sich wieder nach deinen frischen Winden und rauen Schneestürmen, mein Vaterland!

Wer je die welsche Heißblütigkeit und die welsche Tücke und Unbeständigkeit mit eigenen Augen schaute und jenseits der Alpen die Bettler und Faulenzer sah und Lumpen und Schmutz und Gestank dazu, der sehnt sich zurück nach deinen ruhigen, schwerblütigen Menschen und nach deiner segenbringenden Ordnung, mein Vaterland!

Greif zum Wanderstab und zieh mit deutschen Liedern, mit offenem Blick und fröhlichem Sinn durch die deutschen Gauen! Laß dir vom Sturm am Meere die Wangen kühlen, schwärme auf den Trümmern der deutschen Burgen von alter, versunkener Pracht, trinke den würzigen Odem der deutschen Wälder, weite das Herz in der blühenden Heide, schaue von den Bergen ins deutsche Land und atme den schweren Erdgeruch seiner Äcker! Gott gab dir die Heimat, die herrliche deutsche Heimat: liebe sie mit der ganzen Inbrunst deiner Seele! Schmach über den, der über die Grenzen schießt, weil sein Vaterland ihm nicht gut genug ist, und der ohne Not den welschen Himmel gebraucht!

Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

J. Friebe.



In der Lüneburger Heide.

Nur die Augen, diese Tore zur Seele öffnen und alles wird schön.

Hans Thoma.

Ferienpläne.

Je schwerer die Zeiten sind, um so größer ist der Wunsch nach Ausspannung und Erholung, aber auch um so verantwortungsvoller das Ausspinnen der Ferienpläne.

Es gibt freilich immer auch einen kleinen Prozentsatz Bevorzugter, die zu jeder Zeit und überallhin reisen können, die schon im Januar zum Wintersport ins Engadin und im März an die Riviera fahren. Aber entbehren sie nicht gerade das Beste vom Reisen, jenes Vorfreuen und Pläneschmieden, das uns anderen, die wir mit Beruf und Geldbeutel, mit Haushalt und Sommerferien zu rechnen haben, schon die Monate vorher erfüllt und verklärt? Jeder und jedes Haus treibt dies Hoffen und Planen nach seiner Eigenart. Da sind die Optimisten, die schon vor Weihnachten an eine Mittelmeerreise oder eine Nordkapfahrt denken und ganz zufrieden sind, wenn's später für den Harz langt. Da sind die Pessimisten, die dieses Jahr sicher kein Geld und keine Zeit haben werden und doch zum Schluß noch eine größere Reise machen.

Wie verschieden an Kraft und Umfang und Sehnsucht diese Reisewünsche auch sein mögen — sie fehlen nirgends ganz. Nur daß die wenigsten von uns wissen, was sie eigentlich in ihren Ferien brauchen, was sie planen und sich nach Möglichkeit zu verschaffen suchen sollten. Wir sprechen hier natürlich nicht von denen, die eine bestimmte Kur brauchen müssen und deren Reisewege vom Arzt bestimmt werden. Wir meinen hier die Hunderttausende, die immer den weitaus größten Teil des Reisepublikums ausmachen — alle, die nur irgendeine Erholung und Ausspannung brauchen. Denn unsere harte Zeit verbraucht unsere Nerven und Kräfte rascher als die der Generationen vor uns, unsere Sehnsucht in die Ferne ist gewachsen. Was soll uns allen die Sommerreise sein und bedeuten? — Eine Erlösung von der Unruhe des Alltags, ein Ausspannen aus dem gewohnten Joch, ein Gegengewicht zu dem ermüdenden Einerlei der Arbeit in Beruf, Haushalt und Familie. Je klarer wir uns hierüber sind, je besser wir uns selbst und unsere Umgebung verstehen, um so bewußter werden wir das richtige Reiseziel für uns und die Unseren suchen.

Freilich machen sich die allerwenigsten klar, daß eben im Gegensatz zum täglichen, gewohnten Leben die beste

Erholung und der feinste Reiz des Reisens liegt. Und doch sollte diese Erkenntnis die Grundlage aller Reisepläne sein, von der aus dann weiter mit allen übrigen Faktoren und Verhältnissen gerechnet werden muß. Auf dieser Grundlage läßt sich aber auch schon mit bescheidenen Summen planen und rechnen. Denn was wir

heutzutage alle mehr oder weniger für unsere Ferien brauchen, ist ein ruhiges Leben in einfachen Formen und Verhältnissen, in und mit der Natur — als Gegengewicht zu den komplizierten, unruhigen Lebensbedingungen, die uns daheim in Arbeit und Familie umgeben. Deshalb haben gerade die reichen Leute an und für sich den geringsten Gewinn. Sie bleiben in der gleichen Umwelt des Hotel- und Luxuslebens und sehen nur ihresgleichen. Und das macht schnell müde und blasiert. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, den schickt er immer noch ohne allzuviel Gepäck und Überfluß in die weite Welt.

Recht kritisch steht es mit den Reiseplänen da, wo es in einer Familie viele Köpfe und viele Sinne gibt und ihre Ansprüche oft mit dem sehr „schwind-süchtigen“ Geldbeutel in Einklang gebracht werden sollen. In den allermeisten Fällen wird hier die Hausfrau und Mutter mit Takt und Weisheit versuchen müssen, das Richtige und Beste für sich und die Ihrigen herauszufinden. Vor allen Dingen gilt's, den Mut der Wahrheit zu haben. Man soll nichts Großartigeres und Kostspieligeres wollen, als die Verhältnisse erlauben, und sich nicht von anderer Leute renom-mistischen Reiseplänen drücken oder anstecken lassen.

Man sei aber auch ehrlich den inneren Verhältnissen und Beziehungen gegenüber und reise nur miteinander, wenn wirkliche Erholung, Erfrischung und Freiheit für die einzelnen dabei zu hoffen ist. Gar oft schleppt man bei solchen Familienreisen den Alltag, die täglichen Sorgen und Schwierigkeiten mit und kommt darüber nicht zum Genuß der neuen Eindrücke.

Für Kinder ist ein wirkliches „Reisen“, d. h. ein Wechsel von schönen und großartigen Natureindrücken, überhaupt ein Umding. Sie haben gar kein Verständnis dafür und keinen Gewinn an Leib und Seele. Sie gehören in ein ganz einfaches Stückchen Natur, das sie mit allem, was da krecht und fleucht und blüht, gründlich kennen lernen und zu ihrem Spielplatz machen können.

Lobgesang.

Mächtiger Gott!
Wie herrlich und groß
Ist Deine Natur!
Es kreisen die Sonnen
Auf ewigen Bahnen
Nach Deinen Gesetzen
Im ewigen Raum.
Es tosen die Wasser
Und brausen die Stürme,
Es zucken die Blitze
Und grollen die Donner.
Und Feuer loht auf
Aus dem Schlund von Gebirgen.

Gütiger Gott!
Wie lieblich und schön
Ist Deine Natur!
Es blühen die Bäume,
Es lachen die Wiesen,
Die Berge, sie glühen
Vom Strahl Deiner Sonne.
Es murmeln die Bächlein,
Es ziehen die Flüsse,
Und Segen quillt auf,
Wohin sie sich wenden.

Heiliger Gott!
Dich loben die Sphären,
Es lobet den Meister
Das Werk, das er schuf!
Hermann Waechter.

Mit der heranwachsenden Jugend ist's schwieriger. Es gibt da immer Zeitpunkte, wo allerlei Unruhe und Eigenwille in ihr steckt und die Harmonie des Familienlebens auch während der Ferien bedroht. Wohl dem, der dann in Dorf oder Stadt einen Onkel wohnen hat, dem das betreffende Familienmitglied für einige Zeit anvertraut werden kann. Oder man suche irgendeine billige, vernünftige Pension in einem Landhaushalt oder Jugendheim. Es tut immer gut, wenn man in diesen Werdejahren seine Füße einmal unter fremder Leute Tisch strecken und etwas höflicher und bescheidener als daheim sein muß. Vor allen Dingen gehören diese Halbwüchsigen auch zu ihresgleichen, und da sind die Schülerfahrten, solange sie Maß und Ziel halten, durchaus gesund und empfehlenswert. Solange die Flegeljahre nicht überwunden sind, ist das System getrennter Ferienreisen oft billiger und für alle Teile erfreulicher und bekömmlicher als gemeinsames Reisen.

Es gibt abgearbeitete, nervöse Väter, die zu ihrem eigenen und ihrer Familie Besten gut tun, wenn sie ganz allein reisen. Ich kenne Mütter, die derweil gern zu Hause bleiben und es verstehen, dann ganz für ihre Kinder zu leben, Entdeckungsreisen mit ihnen rundum ins Land machen und den Reiz des Besonderen, Feiertäglichen über diese Ferienwochen legen.

Freilich ist das nicht jedermanns Sache und Gabe. Eine andere Mutter, die ich kenne, hat auch auf ihre Art recht, wenn sie jedes Jahr allein vierzehn Tage ins Hochgebirge geht, um sich dort von ihrer Familie zu erholen und dann, neu gestärkt für die Anforderungen des Lebens daheim, wiederkommt.

Frische Kraft für die schweren Anforderungen des Lebens — möchte uns allen die Sommerreise dieses Nötigste bringen und jeder von uns auf seine Weise den rechten Weg dazu finden!

Clara Prietz.

Vom rechten Wandern.

Winke und Ratschläge.*

So einfach das Wandern auch scheinen mag — es ist doch eine rechte Kunst geworden, darin man erst ein wenig zu Hause sein muß. Hat man sich aber mit der Kunst des rechten Wanderns vertraut gemacht, dann findet man neben dem beseligenden Gefühl und der körperlichen Kräftigung, daß diese Leibes- und Geistesübung über jede andere Sportart erhaben ist, weil sie zugleich dem Körper und dem Geiste ihre Segnungen vermittelt und ohne die Verzerrungen und häßlichen Übertreibungen bleibt, die von manchem anderen Sportbetrieb abstoßen.

Allgemeine Regeln.

Gehöre nicht zu den Vielen, die nicht sehen können! Übe dich im Schauen, und du wirst es lernen! Du wirst das Schöne finden im Großen und Kleinen.

Schütze die alten Denkmale der Natur, der menschlichen Kultur und Kunst! Gehe nicht achtlos vorüber an den alten Häusern, den Höfen und Gärten, Scheunen und Brunnen! Sie bergen viele künstlerische Reize und wissen manches zu erzählen als Verkörperung des Zeitgeistes, der sie einst schuf.

Verehere die Natur und fühle dich ganz als zu ihr gehörig! Schone die Tiere und beunruhige auch nicht das Wild! Schone Blumen und Pflanzen!

Überall und jederzeit trete der Verunzierung der Natur entgegen! Dulde nicht, daß Papier, leere Flaschen, Apfelsinenschalen und andere Abfälle weggeworfen werden!

Sei vorsichtig im Walde mit Feuer!

Ehre die alten Sitten und Gebräuche der Bewohner und lerne die Eigenart von Land und Leuten verstehen und lieben!

Sei höflich und rücksichtsvoll gegen jedermann, auch gegen die Bauern, die du ehren und nicht verachten sollst! Schone die mit vieler Mühe und großen Kosten hergestellten Wegebezeichnungen!

Zu welcher Zeit und wohin wandert man?

Zum Wandern ist immer die rechte Zeit, sei es nun

Wer reisen will, der schweig' fein still,
geh' steten Schritt, nehm' nicht viel mit,
tret' an am frühen Morgen und lasse heim die Sorgen.

Ph. v. Sittewald.

Sommer oder Winter, Sonnenschein oder Regen. Eine Landschaft hat bei jeder Witterung ein anderes Gesicht. Will man mit allem vertraut werden, so darf man auch ein wenig Witterungsunbill nicht scheuen. Gegen diese schützt man sich eben durch eine geeignete Kleidung und nicht zuletzt durch einen abgehärteten Körper. Einen solchen zu vermitteln, ist mit eine Hauptaufgabe des Wanderns. In der heißen Zeit empfiehlt es sich, sogenannte „Faulfahrten“ zu machen, d. h. man zieht recht früh aus, wandert nicht anstrengend weit, sucht sich einen schönen Lagerplatz, möglichst wo Wald, Wiese und Wasser vorhanden sind, und verbringt dort den Tag in seiner Weise.

Wohin man wandert? Selbstverständlich erwandert man sich zunächst einmal eine genaue Kenntnis der Heimat oder des zeitweiligen Aufenthaltsgebietes. Dann geht man zu den angrenzenden Gebieten über und gelangt so zu einer organisch aufbauenden Kenntnis der geographischen, völkischen, mundartlichen, baulichen und vieler anderen Unterschiedlichkeiten, wie sie kein rein lehrhafter Unterricht vermitteln kann. Lächerliches Neulingstum verrät es, wenn Menschen, die kaum gewandert sind, zum Hochgebirge streben, um sich nachher brüsten zu können, diesen oder jenen Berg „gemacht“ zu haben. Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß Hochgebirgswandern eine Sache für sich ist und im eigenen wie auch im Interesse der Mitmenschen eine mehr als gewöhnliche Vertrautheit, körperliche Rüstigkeit und sachliche Ausstattung verlangt.

Sieht man ab von jenen Auswanderern, die, im Schwalbenschwanz, in steifen Vatermördern, auf Lachoder Stöckelschuhen, den Mundvorrat im schönen Handkoffer oder noch besser in einer alten Schuhkiste nachtragend, schon nach kurzem Schreiten mit abgeknöpftem Hemdkragen und über die Schulter geworfenem Rock

* Entnommen dem „Rhein-Führer und Wanderbuch“, erschienen im Rheinischen Führer- und Wandertarten-Verlag Wilh. Stollfuß in Bonn. Preis dieses gut illustrierten, empfehlenswerten Führers einschließlich großer Rheinwandertarte Mk. 2.50.

zeigen, wie unschön der gutbürgerliche Anzug sein kann, wenn der Ungeschmack ihn verzerrt — sieht man von dieser unangenehmen Erscheinung ab, so kann man sagen, daß sich heute zwei Arten des Wanderns herausgebildet haben: die touristische und die wandervogelmäßige. Die erste pflegen wohl meist reisere Leute, die glauben, persönlichen Bedürfnissen oder gesellschaftlichen Rücksichten nachgeben zu müssen. Die andere wird von der unabhängigen, von allem Zwang frei sein wollenden Jugend oder von denen, die durch ihre Bewegung gegangen sind, geübt.

Lernen kann der Tourist vom fahrtgeübten Wandervogel, den die Freiheit der goldenen Jugend von einer Grenze des Vaterlandes zur anderen führte, die Anspruchslosigkeit, die Natürlichkeit und deutsche Schlichtheit, die auf dem Wege zu den reinen Freuden der Natur die untrüglichen Wegzeichen sind. Wer einmal beim Wandern im Sommer die gesundheitliche Wohlfahrt einer kniefreien Hose oder des freien Halses empfunden hat, der wird derartige Dinge nicht mehr als nur Außerlichkeiten belachen.

Dem freien und stolzen Wandervogel aber, der von der Höhe seines „wesentlichen Seins“ den Spießer gelegentlich belächelt, muß man sagen, daß das Leben in jeden Wein viel Wasser mischt, daß von jeher aller revolutionäre Drang, von neuen Bedürfnissen gepackt, einmal anhub, gemächlichere Wege zu wandeln. Er soll auch bedenken, daß das touristische Schaffen in Gebirgsvereinen und anderen Einrichtungen (man denke an die Reichsjugendherbergen) sein Wandern in zufriedener Armut erst ermöglicht. Mögen sich beide Arten im gemeinsamen Ziele: „Zurück zur Natur“ verstehen lernen und in gemeinsamer Arbeit dafür sorgen, daß die Segnungen des Wanderns immer mehr unser Volk von seinen körperlichen und geistigen Schäden genesen lassen!

Die Ausrüstung.

Über dieses wichtige Gebiet kann hier in gedrängtester Kürze nur ein wenig gesagt werden.

Selbstverständlich muß ein Wanderer, sofern er das Gebiet nicht kennt, mit einem Führerbuch und mit guten Wanderkarten versehen sein. Zumal bei einer größeren Fahrt, die sich auf eine Reihe von Tagen erstreckt. Gerade solch längeres Wandern läßt einen die Wohltat des Aufenthaltes in der Natur empfinden.

Die Kleidung muß bequem und haltbar sein. Man bedenke, daß die Gefälligkeit eher in Einfachheit und Zweck-

mäßigkeit als in der neuesten Schneiderlaune zu finden ist. Als Wäsche wähle man an Stelle der leinenartigen Stoffe, die beim Schwitzen und wenn man in die Zugluft einer Höhe kommt, unangenehm kühlen, Flanell oder poröses Unterzeug. Der Hut ist einer Mütze immer vorzuziehen; er sei so beschaffen, daß man ihn unbeschadet zusammenrollen und verstauen kann. Man nehme nur die allernötigsten Sachen mit, denn es geht nichts über ein leichtes Gepäc.

Zum Nötigsten gehört bei längerer Fahrt Ersatzwäsche, Strümpfe, Hausschuhe, Badezeug, Taschena Apotheke und je nach Gewohnheit, Bedürfnis und Wandergebiet auch der entsprechende Mundvorrat. Diese Sachen gehören in den Rucksack, und zwar einzeln handlich in kleine Beutel verpackt, die sich leichter stauen lassen. Beim Kauf eines Rucksackes achte man darauf, keinen „angehängt“ zu bekommen, der zu lang ist und nachher auf dem Gefäß baumelt. Der Rucksack ist möglichst flach zu packen, da er unangenehm nach hinten hebelt, wenn er

zu dick absteht. Der Fußbekleidung ist besondere Obacht zu schenken, da Leid und Lust einer Wanderung wesentlich von ihr abhängen. Man wähle einen nicht zu schweren, aber kräftigen, möglichst wasserdichten Schuh und lasse die Sohle benageln. Es ist aber auch zu bedenken, daß der Schuh eine beständige Pflege verlangt. Fetten ist dem Glanzpuken vorzuziehen.

Und nun: Hinaus in die Ferne! Und — nicht vergessen, daß häufig genug „Neuland“ schon vor den Toren der Heimatstadt zu „entdecken“ ist!

Wanderlied.

Welch seltsam' Dual, welch' Lust und Drang
Treibt mich nach Wald und Wiesen,
Der Berge, Bäche Wunderfang
In Freiheit zu genießen!
Natur, wie brünstig fühl' ich dich,
Gieß deine Liebe über mich,
In dich will ich zerfließen!

Die Eiche blüht, der Falke kreist,
Wie schön die Falter schweben;
Nicht satt zu sehn, mein Auge preist
Bunt grenzenloses Weben.
Du stillst die Zweifel, dämpfst die Glut,
Entflammest strebend edlen Mut,
Du unerforschlich Leben!

Umhülle mich, du stilles Laub,
Erheb', erhabnes Schweigen,
Löf' meiner Seele Last und Staub,
Ihr reinres Ziel zu zeigen!
Weiß' mir der Gottheit hohe Spur,
Sie kann allein dem Durst'gen nur
Des Labials Becher reichen!

Otto Ludwig.

Ferienheime für Handel und Industrie.

Von Dr. Rudorff, Berlin.

Zu den vornehmsten Aufgaben des deutschen Unternehmertums gehört die Einrichtung von Wohlfahrtseinrichtungen für seine Arbeiter und Angestellten. Auch in Zeiten schwerer wirtschaftlicher Erschütterungen ist die Fortführung dieser sozialen Maßnahmen nicht unterblieben, vielleicht sogar noch, wenn nur irgend die Möglichkeit dazu bestand, der Ausbau

in alter Weise vorgenommen worden, schon um den Werksangehörigen um so eher über die Not des Augenblicks hinwegzuhelfen. Wo es einer einzelnen Firma schwierig war oder aber wo andere Gründe für sie maßgebend waren, erfolgte ein Zusammenschluß, um mit vereinten Kräften um so bessere Einrichtungen zu schaffen. Auf eine solche gemeinschaftliche Fürsorge für die

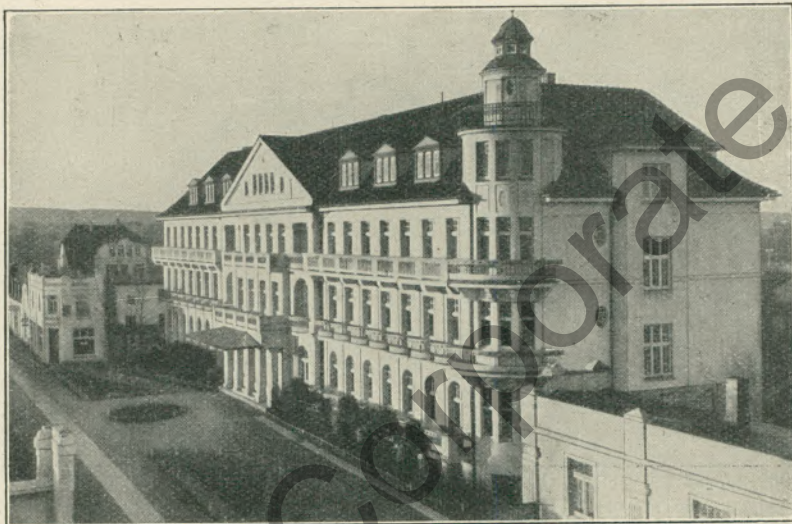
Werksangehörigen geht auch die Begründung der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime in Wiesbaden zurück, die bereits in der Vorkriegszeit ihre segensreiche Tätigkeit entfalten konnte. Ihre Heime sind für den Ferienaufenthalt von kaufmännischen und technischen Angestellten und von selbstständigen Kaufleuten, nicht aber von Arbeitern bestimmt; die Mitgliedschaft kann von Firmen, von einzelnen Angestellten sowie von Vereinen erworben werden. Es handelt sich hier um ein Wohlfahrtsunternehmen, das ausschließlich gemeinnützigen Zwecken dient.

Man erwirbt entweder die dauernde Mitgliedschaft durch eine einmalige Zahlung oder aber die befristete Mitgliedschaft, indem man jedes Jahr einen bestimmten Beitrag entrichtet. So betragen in diesem Jahre die Beiträge für Firmen, welche durch ihre Mitgliedschaft die Aufnahme ihrer Angestellten bezwecken, für jeden zu berücksichtigenden Angestellten 20 R.-Mk. Hierdurch erhält der betreffende Angestellte einer Firma das Recht, seine Aufnahme in ein Heim der Gesellschaft auf die Dauer bis zu 3 Wochen zu beantragen, und zwar für den geringen Satz von 3,80 R.-Mk. täglich für 1926.

Dieser Preis ist insofern als recht niedrig zu bezeichnen, als es sich durchweg um angesehene Erholungs- und Kurorte in den landschaftlich schönsten Teilen Deutschlands handelt, in denen die Heime liegen. Dazu kommt, daß diese Heime in ihrer ganzen Aufmachung, mit ihrer ganzen Ausstattung ruhig den Vergleich mit den besten Hotels am Orte aufnehmen können. Nicht nur wird den Gästen ein behaglich eingerichtetes Zimmer geboten, das ihnen allein oder mit noch einem anderen Gast zugewiesen wird, sondern gediegene Gesellschaftsräume der verschiedensten Art gestalten den Aufenthalt auch bei schlechter Witterung erträglich. Als Verpflegung wird eine gut bürgerliche Kost geboten, die aus Frühstück, Mittagessen, Nachmittagskaffee und Abendessen besteht und in reichlichen Portionen vorgesetzt wird, so daß auch die stärksten Esser auf ihre Rechnung kommen. In dem Verpflegungssatz sind auch die Trinkgelder mit einbezogen, und da die Hausangestellten in den Heimen ausreichend bezahlt werden, liegt nach dieser Richtung auch kein moralischer Zwang vor. Natürlich bleibt es niemandem benommen, etwa sich für besonders aufmerksame Bedienung erkenntlich zu zeigen. Grundsätzlich wird der Verpflegungssatz jeweils den Selbstkosten entsprechend festgesetzt. Für Kinder — denn auch diese sowie der Ehegatte können gleichfalls in den Heimen Aufnahme finden — gelten besondere Sätze. Für einige besonders bevorzugte Zimmer, für deren Bereitstellung allerdings keine Gewähr geboten ist, wird ein mäßiger Zuschlag erhoben. Wo es irgend möglich ist, hat die Gesellschaft mit den Verwaltungen der einzelnen Kurorte

Abkommen getroffen, um eine Befreiung von der Kurtaxe oder wenigstens eine Ermäßigung derselben oder der Preise der Kurmittel zu erreichen.

Die Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime ist aus den kleinsten Anfängen allmählich zu einem großzügigen Unternehmen herangewachsen, umfaßt sie doch Anfang Sommer 1926 rund 38 Heime mit etwa 4000 Betten. Dabei wird ihre Zahl ständig vermehrt, um der fortlaufend gesteigerten Nachfrage nach Plätzen gerecht werden zu können. Da die Heime über ganz Deutschland verstreut liegen, können unnötig lange Reisen vermieden und kann der Geschmack des einzelnen in bezug auf Lage des Heimes und Charakter der Landschaft voll befriedigt werden. Es befinden sich Heime in den bekanntesten Orten der Nord- und Ostsee, selbst an der Samlandküste in Ostpreußen ist die Gesellschaft vertreten. Ferner gibt es eine Reihe von Heimen im deutschen Mittel-



Das Parthaus in Arendsee (Ostsee).

gebirge, so in Thüringen, im Harz und am Kyffhäuser, im Schwarzwald, in der Eifel, im Taunus, im Teutoburger Wald, im Erz- und Riesengebirge. Auch in den bayerischen Alpen, bei Tegernsee, Berchtesgaden und in Traunstein ist die Gesellschaft vertreten. Außerdem unterhält sie ein besonderes Kinderheim bei Schwelm in Westfalen. Auch diejenigen, die auf ärztlichen Rat ein Heilbad aufsuchen müssen, haben Gelegenheit, dafür die Kaufmanns-erholungsheime zu be-

nutzen, und zwar in Wiesbaden, Bad Neuenahr, Bad Salzhausen, Bad Harzburg, Bad Frankenhausen, Bad Teinach, Bad Elster und Landeck.

So kann man sich unbedenklich für ein Heim entschließen, auch wenn man über den Charakter der zu besuchenden Gegend wenig oder nichts Bestimmtes weiß. Ein besonderer Anreiz liegt in der Möglichkeit, nach Belieben in jedem Jahre mit der Auswahl eines Heimes zu wechseln, so daß man nicht stets dieselben Gesichter sieht, sondern neue Menschen und andere Eindrücke kennen lernen kann.

Gerade den jungen Angestellten kann der Besuch der Heime nicht warm genug empfohlen werden. Denn da die augenblicklichen Wirtschaftsverhältnisse es nicht gestatten, den Kreis kaufmännischer und technischer Erfahrungen durch häufigeren Stellungswechsel zu erweitern, so haben sie gerade in den Heimen Gelegenheit, durch Gespräche mit älteren, erfahrenen Kaufleuten oder Ingenieuren Einblicke in das Getriebe anderer Geschäfts- und Industriezweige zu erhalten. Völlig falsch wäre die Ansicht, die Heimgäste setzten sich vorwiegend aus solchen Schichten zusammen, mit denen es geistige Berührungspunkte kaum gibt. Das Gegenteil ist der Fall, da alle Kreise diese Heime besuchen und sie somit ein Feld sozialen Ausgleiches bieten. Allerdings findet man dort nicht den Raffketttyp, der sich sonst heute vielfach in den großen Luxushotels breitmacht, dafür kann man aber mit

Stolz den hohen Bildungsgrad des deutschen Ingenieurs und Kaufmanns feststellen, der die Heime besucht.

Darin liegt überhaupt ein wesentlicher Vorteil, daß alle Heimgäste gewissermaßen eine große Familie bilden. Gewiß kann jeder, der die Einsamkeit liebt, für sich bleiben.

Andererseits kann derjenige, der mehr für das gesellige Wandern ist, sich ohne Mühe den ihm zuzugenden Heimgästen anschließen. Wie sehr sich die Heimgäste in den Heimen als eine große Familie fühlen, erkennt man an der harmlosen Lustigkeit, die die von künstlerisch begabten Heimbesuchern veranstalteten sogenannten „Bunten Abende“ zeitigen; erkennt man aber auch an dem Ausdruck der Betrübtheit, der sich beim jeweiligen Abschiednehmen bei Abreisenden und Zurückbleibenden gleichmäßig bemerkbar macht. — In den Hochsommermonaten Juli und August ist der Besuch der Heime im Hinblick auf die Schulferien am stärksten. Merkwürdigerweise üben die herrlichen Monate des Frühlings und die satte Pracht des Herbstes nicht den erwarteten Eindruck auf die Heimbesucher aus. Die Heime werden in diesen Monaten nicht so voll ausgenutzt, obgleich die Vorbedingungen für eine nachhaltige Erholung nicht weniger, vielleicht sogar in noch höherem Maße gegeben sind als in den Hundstagen. Schon mit Rücksicht auf die kinderreichen Familien, die wegen der Schulferien auf die Monate Juli und August angewiesen sind, sollte jeder in dieser Beziehung Ungebundene entweder als Freund des Wintersports die Monate Dezember, Januar und Februar oder den Mai, Juni und den September zum Urlaubsmonat erwählen. So ist es noch viel zu wenig bekannt, daß sich die Nordsee durch warme Witterung im Herbst auszuzeichnen pflegt und gerade dann ein Aufenthalt dort für diejenigen angebracht erscheint, die wenig Wert auf den „Betrieb“ der Hochsaison mit Tanzdielen, Kabarets und anderen modernen Vergnügungstätten legen. Wer einmal im Hochgebirge gewesen ist, weiß, daß gerade im Sommer die Luft dunstig zu sein pflegt und keine Fernsicht gestattet.

Zu einer Verteilung des Urlaubs möglichst auf das ganze Jahr raten aber noch andere Beweggründe. Nicht nur wird dadurch ein ungestörter Geschäftsverkehr besser gewährleistet, als wenn die Mehrzahl der Angestellten verreist ist und die Daheimgebliebenen deren

Arbeit mit verrichten müssen, sondern in vielen Tarifverträgen wird eine Verlängerung des Urlaubs zugestanden, wenn er nicht in die Sommermonate fällt. Drittens aber wird eine gleichmäßigere Ausnutzung der Heime und damit eine Verringerung der Betriebskosten erzielt, deren Vorteile der Allgemeinheit in einer Verbilligung der Preise zugute kommen.

Immer mehr hat sich freilich in letzter Zeit, in der man die Bedeutung des Sports für die Volksgesundheit so recht schätzen gelernt hat, in der man gerade den Wintersport bevorzugt und überhaupt die Schönheiten der winterlichen Natur besser als früher zu würdigen versteht, die Übung eingebürgert, nicht nur die warme Jahreszeit als die für die Erholung einzig in Betracht kommende anzusehen, sondern den Urlaub auch in die kalte zu verlegen. Im vorigen Winter hielt die Gesellschaft insgesamt fünf Heime offen, von diesen können vier erfahrungsgemäß mit guten Schneeverhältnissen rechnen, so daß die Vorbedingung für gesunde, sportliche Betätigung im Freien gegeben ist. Es sind dies das Landgut Alsenhof in Thüringen oberhalb Suhl in der Nähe von Oberhof, 520 m hoch, das Erzgebirgsheim bei Bärenburg-Ripsdorf, 630 m hoch, das Heim Brocken-Scheideck in



Das Wartburg-Heim in Bad Thal (Thüringen).



Das Kurhaus Prora bei Binz auf Rügen.

Schierke (Oberharz), 650 m hoch, und endlich das Berchtesgadener Heim in Schellenberg (Oberbayern), 520 m hoch. Dieses, erst kürzlich eingeweiht, liegt oberhalb des alten, malerischen Marktfleckens Schellenberg zwischen Berchtesgaden und Salzburg direkt an der Bahnstrecke gleichen Namens und ist daher bequem zu erreichen. Von seiner Terrasse bietet sich ein wunderbarer Blick auf den Untersberg mit dem Berchtesgadener und Salzburger Hochthron, die Funtensee-Tauern und die anderen Berge des Berchtesgadener Landes. Das im oberbayerischen

Schierke (Oberharz), 650 m hoch, und endlich das Berchtesgadener Heim in Schellenberg (Oberbayern), 520 m hoch. Dieses, erst kürzlich eingeweiht, liegt oberhalb des alten, malerischen Marktfleckens Schellenberg zwischen Berchtesgaden und Salzburg direkt an der Bahnstrecke gleichen Namens und ist daher bequem zu erreichen. Von seiner Terrasse bietet sich ein wunderbarer Blick auf den Untersberg mit dem Berchtesgadener und Salzburger Hochthron, die Funtensee-Tauern und die anderen Berge des Berchtesgadener Landes. Das im oberbayerischen

Stil erbaute Haus ist zweckmäßig und anheimelnd eingerichtet, Gesellschaftszimmer und Speisesaal sind reizvolle Schöpfungen der bayerischen Heimatkunst. Zu dem Heim gehören ein schöner Obst- und Gemüsegarten, ein Verwaltungsgebäude, Weideplätze und große Waldbestände. In Wiesbaden ist das Kur- und Badhaus „Rölnischer Hof“ das ganze Jahr geöffnet, ein Aulenhof dort dient nicht nur dem leiblichen Wohl des Menschen, sondern die weltberühmten Kurkonzerte bieten Anregung für Geist und Gemüt.

Gerade der Mittelstand hat heute allen Anlaß, sich nach der Decke zu strecken. Man kann sich nur freuen,

daß die Ferienheime für Handel und Industrie eine Einrichtung darstellen, die auch dem Minderbemittelten einen gebiessenen Ferienaufenthalt gestatten. Hoffentlich wächst sich das Unternehmen auch in Zukunft nach jeder Richtung hin zu einer der Allgemeinheit in vorbildlicher Weise dienenden Einrichtung aus. Zusammenfassend kann man sagen, daß die Einrichtung des Kaufmanns-Erholungsheime unbedingt eine soziale Großtat ist. Von ganzem Herzen möchte man wünschen, daß die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse sich so gestalten, daß niemand wegen Platzmangels zurückgewiesen zu werden braucht.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr.

Kurze Rückschau.

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) In den letzten Wochen konnte die Neueinstudierung des Wagnerschen „Ring des Nibelungen“ zu den ursprünglich vorgesehenen Zeiten zu Ende geführt werden. Seit der ersten Aufführung in Bayreuth sind genau fünfzig Jahre verflossen. Die Bühnenkunst hat in dieser langen Zeitspanne viele durchgreifende Änderungen erlebt. Wagner selbst würde sich den Änderungen in der Auffassung der bühnenmäßigen Durchführung niemals widersetzt haben. Sein eigener Ausspruch: „Kinder, schafft Neues!“ beweist dies zur Genüge. Dennoch verträgt sich seine der Natur-wahrheit angenäherte Ausdruckskunst schlecht mit allzu gewagten modernen Experimenten. Vielmehr ist hier eine gewisse überzeugende Schlichtheit durchaus am Platze. Diese Forderungen wurden von den Bühnenbildern von Hans Wildermann (Dortmund) größtenteils erfüllt. Geschickt ausgewertete Beleuchtung tat ein übriges hinzu, Wirkungen von starker Stimmung zu erzeugen. Die Inszenierung durch Intendant Heinz Hille bot viele fesselnde Momente und befehlte sich zudem ebenfalls fast überall einer möglichst einfachen Linienführung. Kapellmeister Hugo Walzer zeigte auch in der Fortsetzung tüchtige Befähigung als Wagner-Dirigent, obwohl das Temperament mitunter noch straffer gezügelt werden mußte. In den nächsten Tagen soll eine geschlossene Aufführung des ganzen Werkes erfolgen. — Von dem Schalldeckel über dem Orchester war bereits früher schon die Rede. Es sind mit ihm noch verschiedenartige Versuche angestellt worden. Wohl hat er günstigen Einfluß auf gewisse Lichteffekte, dagegen bleibt seine klangliche Auswirkung nach wie vor verfehlt.

Die Auswahl an Konzerten war sehr dürftig. Außer zwei mit großem Beifall aufgenommenen Abenden des Zoo-Orchesters unter Leitung von Johann Strauß — einem Neffen des „Walzerkönigs“ — dürfte sich kaum etwas von Belang ereignet haben.

Vierlei Abwechslung auf künstlerischem Gebiet brachte die „Gesolei“. Auf die vielen ständigen — vorwiegend Unterhaltungs-zwecken dienenden — Konzerte braucht nur kurz hingewiesen zu werden. Mit einer seit Jahrhunderten erstrebten, doch noch zu keiner Lösung gelangten Idee tritt der Ungar Alexander Laszlo hervor: mit der sogenannten Farblichtmusik. Diese versucht ein Zusammenwirken von Musik und Licht. Die gewaltige Höhe, von der hierbei die Künste der Lichttechnik zeugen, muß unbedingt imponieren. Dagegen dürfte es fast jedem schwer fallen, die doch immerhin recht lockere Verbindung zweier so unterschiedlicher Welten als innere Einheit und Notwendigkeit empfinden zu können.

Die Abteilung „Leibesübungen“ gibt fast täglich Proben gymnastischer Übungen. Hierbei vermochte vor allem die Elberfelder Blensdorf-Schule durch frische und herzhaftes Naivität zu fesseln. Der Kongreß des „Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht“ war auf drei Tage einberufen. In dieser kurzen Zeit wirkten über ein Dutzend auf dem Gebiet der Gymnastik tätige Vereinigungen. Hier wurde eine solche Unsumme von Arbeit vorgeführt, daß selbst der gewissenhafteste Berichterstatter nicht an allem teilnehmen konnte. Besonders fesselten die Abendveranstaltungen. Die Neue Tanzbühne Münster i. W. (Leitung: Kurt Joos) zeigte in dem Tanzspiel „Tragödie“ wohl tüchtiges, den Zeitforderungen Rechnung tragendes Können, doch war die ganze Handlung so sehr mit symbolischen Beziehungen verdrängt, daß ihr mitunter nur sehr schwer zu folgen war. Auch bei der Wigman-Truppe überwiegt der Kopf immer das Herz. Sehr angenehm berührte vor allem die Bode-Schule, deren Ausdrucksgymnastik mit großem Glüd volkstümlichem Empfinden sich anzupassen sucht. E. H.

Düsseldorfer Schauspiel. Der Spielplan des städtischen Schauspielkörpers, der schon seit längerem reichlich gemächlich und zögernd arbeitet, wartete mit Shakespeares Lustspiel „Der Widerspenstigen Zähmung“ auf, dessen Vorspiel man sinnlos in modernen Kostümen spielte und damit auch die Ebene des eigentlichen Stückes nach unten verschob, was auch in der tingeltangelhaften musikalischen Unter-malung noch zum Ausdruck kam. Sonst gab man die unverwundliche Beteuerung der kräftigsten Katharina recht beweglich, im Stil zwischen der anmutigen und der gespreizten Komödie vermittelnd, und von Münch und Breuer im angepassten Stil dekorativ und farbig umrahmt. Gertrud Falkner trieb ungezähmt wie gebändigt ihr ausgelassenes, überbetontes aber munteres Wesen, dem Malkowsky nur die Macht von Organ und Erscheinung entgegenzustellen wußte. Mit dem „Hamlet in Krähwinkel“ von Impetoven und Mathern scheint dann der Sommer der Unterhaltung, kaltenmäßig verfrüht, einge-zogen zu sein. Der verflissene Theaterzauber, das Kostüm von 1830 und der Schmierbetrieb wandernder Komödianten geben des Vergnügens genug her, und den Schauspielern sind ihre Rollen zu gönnen. Das Schauspielhaus verschrieb sich von dem neuerdings in Deutschland viel gespielten Engländer Galsworthy sein in gespanntem Dialog flug aufgebautes, gesellschaftliche Fragen debattierendes Theaterstück „Gesellschaft“, das zu interessieren weiß, uns aber wenig zu sagen hat, weil es sich auf uns fremden, eigentümlich englischen, durch lange Tradition gezüchteten Voraussetzungen aufbaut. Das Thema des Falles wird nicht rein menschlich angerührt, sondern nur aus der gesellschaftlichen Perspektive heraus betrachtet und beurteilt. — Meine Stellung zu dem umstrittenen „Fröhlichen Weinberg“ glaube ich in meinem zustimmenden Bericht genügend begründet zu haben. Daß man sich an Einzelheiten stoßen kann, verstehe ich, daß man den wirklichen Humor des Ganzen aber darüber verkennt, nur weil er derb und ungeschminkt ist, heißt das Kind mit dem Bad ausschütten. Im übrigen ist der rauhe aber herzliche Ton des Volkes, das hier mit ehrlicher Liebe sich ausdrückt, immer noch sauberer als die Zweideutigkeiten einer jeden modernen Operette! Dr. St.

Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. Mit dem 31. Mai 1296 schloß die Spielzeit. In den verfloffenen 38 Wochen — 13. September 1925 bis 31. Mai 1926 — wurden auf den drei Bühnen Oberhausen-Hamborn-Gladbeck an Schauspielen, Lustspielen und Schwänzen 264 Vorstellungen gegeben. Hervorgehoben zu werden verdienen die reichlich in den Spielplan eingelegten Volksvorstellungen zu ermäßigten Preisen und einige geschlossene unentgeltliche Sonderveranstaltungen für Erwerbslose. Beim Aufbau des Spielplanes hat man versucht, den besonderen Interessen des Industriegebietes Rechnung zu tragen. Bei der Auswahl der Schauspiele wurden in der Hauptsache die modernen Dramatiker berücksichtigt. Zwölf Stücke deutscher Dramatiker, vier von ausländischen Dichtern wurden gegeben. An Uraufführungen sah man des spanischen Dichters Alzeitua „Die Erbschaft“, des einheimischen Verfassers Josef Kolling „Elektra“. Lustspiele und Schwänze zählte man dreizehn. Daneben sind u. a. an Morgenfeiern zu verzeichnen: „Urfaust“ von Goethe, „Der Tor und der Tod“ von Hoffmannsthal.

Der Direktor des Oberhausener Stadttheaters, Ernst Hellbach-Rühn, ist für die Spielzeit 1926/27 von der Stadtverwaltung Oberhausen als Intendant weiter verpflichtet worden.

Es schweben Verhandlungen, ob und in welcher Form in der kommenden Spielzeit von den Städten Oberhausen-Hamborn-Gladbeck wiederum ein gemeinsamer Theaterbetrieb aufrechterhalten werden soll. Nach Abschluß dieser Verhandlungen werden wir darüber berichten. Rs.

Dortmund. Der mit Ablauf des April beendeten Doppelserie von Sinfoniekonzerten des Städtischen Orchesters schloß sich im Monat Mai nur noch ein Brahms-Zyklus von drei Abenden an, und zwar

unter der Leitung des nunmehr endgültig aus Stockholm wieder zurückgekehrten Städtischen Musikdirektors Wilhelm Sieben. Man begann mit dem „Ersten Klavierkonzert in D-Moll“ (op. 15) und der „Vierten Sinfonie in E-Moll“ (op. 98), zwei Werken, die in ihrem Grundcharakter die echt männliche, herbe Eigenart des norddeutschen Meisters trefflich beleuchten. Für das Konzert war der Berliner Pianist Mitja Ritsch gewonnen, der mit Wucht und feinem Gefühl den technisch und rhythmisch so schwierigen Solopart meisterte. Die Vierte Sinfonie gestaltete sich unter Siebens geistig und klanglich beherrschender Auffassung zu sprühendem Leben. — Der zweite beschränkte das schöne „Violinkonzert in D-Dur“ (op. 77), das durch Dr. Paul von Szent-Györgyi stimmungsvoll und tönlich zur Ausführung gelangte. Hierauf die „Erste Sinfonie in C-Moll“ (op. 68). Das Werk mit seiner herben Größe erfährt durch Siebens großzügige Nachgestaltung eine prächtige Wiedergabe, die durch das feine, am Schluß einsetzende Violinsolo Heinz Schmidt-Reinedes nicht unwesentlich gestützt war. — Am dritten Abend spielte zunächst Professor Karl Friedberg (Berlin) das „Zweite Klavierkonzert in B-Dur“ (op. 83) in technisch vollendeter und musikalisch farbenreicher Weise. Als schöner Ausklang folgte dann die anmutige „Zweite Sinfonie in D-Dur“ (op. 73), die unter Siebens lebensvoll nachschaffender Deutung ihren ganzen romantischen Zauber enthüllte.

Der Reichsverband deutscher Tonkünstler und Musiklehrer veranstaltete einen Beethoven-Abend. Eingeleitet wurde er durch einen Vortrag Dr. Bernhard Zellers über das Thema „Beethoven als Liederkomponist“. Dann sang Frau Poppitz-Witt mit geschulter Stimme und innigem Ausdruck die Schottischen Lieder Nr. 4, 5, 8, 15, 16, 17, 20 und 21. Sie wurde feinsinnig begleitet von Kurt Haefler (Flügel), Heinz Schmidt-Reinedes (Geige) und Karl Roser (Cello). Den Schluß bildete die „Sonate op. 30 Nr. 2 für Violine und Klavier“, die durch Heinz Schmidt-Reinedes und Kurt Haefler vortrefflich zur Geltung kam.

In St. Reinoldi gab Gerard Bunt seine 9. Kirchenmusik. Es ertönte das „Konzert in G-Moll“ für Oboe und Orgel von Händel, das „Capriccio in G-Dur“ von Bach, die „Evokation“ von Liszt, „Abendwolken“ von Beder und das „Finale in C-Dur“ von Guilmant. Die Ausführung der einzelnen Werke lag in den Händen Gerard Bunts und Sam Silberbergs vom Städtischen Orchester. Ihr Spiel offenbarte geistigen Gehalt und oft wundervolle Gestaltung von plastischer Klarheit. Die Altistin Emilie Stammschulte sang warm und eindrucksvoll die Arie „Christen müssen auf der Erden“ von Bach, die Arie im alten Stil „Wo du hingehst“ von Gerard Bunt und „Mitternacht“ von Dransfeld.

Dortmund. Unsere Oper zeigt eine erfreuliche Regsamkeit. Ein besonderes Verdienst erwarb sie sich mit der vorzüglichen Wiedergabe des Singspiels „Doktor und Apotheker“ von Karl von Dittersdorf. Solche Versuche der Wiederbelebung älterer Werke sind um so dringender geboten und um so höher einzuschätzen, als wir gerade in der leichteren Gattung viel zu wenig gediegene Bühnenstücke besitzen, um das unfehlbar starke Bedürfnis des Publikums zu befriedigen. Gar mancher wird mit Verachtung und Überhebung auf das einfache Singspiel herabschauen. Und doch führt ein gerader Weg von dieser Dittersdorfschen Muse zu Wagners „Meisteringern von Nürnberg“, die übrigens aus Anlaß der Stadion-Einweihung unter Leitung des Intendanten eine überaus feierliche Erstehung erlebten. Hier wie dort wird die Naturwürdigkeit der aus dem Leben gegriffenen Gestalten, die nicht angekränkt sind vom Geiste unserer Tage,

stets eine gleichgestimmte Zuhörerschaft erfreuen. Unverständlich nur ist uns geblieben, warum man das lebenswürdige Singspiel nicht in seiner Urfassung geboten, sondern in einer ziemlich minderwertigen Bearbeitung, die nicht einmal Halt gemacht hat vor dem Titel, sondern das „Singspiel“ zu einer „Opern-Posse“ erniedrigte. Für Führung und Ausstattung zeichneten Dr. Aron und Wildermann, die mit viel Liebe und Sorgfalt sich der Aufführung angenommen. Daß die Wiedergabe sich zu einem harmonischen Ganzen auch in musikalischer Beziehung einte, war das Verdienst des Kapellmeisters Pilowski, der mit Umsicht und Temperament der reizenden Musik zum Leben verhalf. — Kurz vorher brachte man Hektor Berlioz' gewaltige Oper „Die Trojaner“ heraus und vermittelte damit die Bekanntheit mit einem der wertvollsten Werke der gesamten französischen Opernliteratur. Ursprünglich in zwei abendfüllenden Teilen gedacht und geschrieben, wurden diese später von Max Schillings zu einer „heroisch-phantastischen“ Oper zusammengezogen. In dieser Aufmachung wurde das Werk auch bei uns gegeben. Die Hauptrollen lagen in Händen von Frau Ulbrich und Frau Gorski, die sowohl schauspielerisch als auch stimmlich über ihre männlichen Gegenspieler hinausragten. Im übrigen gaben Wildermanns strenge und wuchtige Bühnenbilder, Dr. Arons feinsinnige, der Geschichte abgelaufte Führung und nicht zuletzt Karl Göttes Kunst stielcher, prächtiger Bekleidung dem Abend ein außerordentliches Gepräge. — Von mehr als Alltagsbedeutung war auch eine Morgenfeier, in der eine Erstaufführung der Symbol-Dichtung „Das Ziel“ von Gerd von Bassewitz mit musikalischer Untermauerung von Philipp Seubel geboten wurde. Die Frage nach dem Sinn des Lebens wird gestellt, die Antwort ist mehr als problematisch. Die Verbindung der drei Ausdrucksmittel: des Wortes, der Musik und des Tanzes ist wirkungsvoll und überzeugend. Die Neuheit wurde dankbar aufgenommen.

Dortmunder Schauspiel. Die sommerliche Schauspielzeit neigt sich ihrem Ende zu. Die Schauspieler verraten eine leicht spürbare Ermüdung. In neuer Einstudierung wurde Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ herausgebracht. Die Aufführung unterstrich zum Schaden der tragischen Wirkungen allzu sehr den Lustspielgehalt und gefiel sich in Übertreibungen einzelner Darsteller. Im Burgwalltheater vermochte Gustav Rickett, der Präsident der Bühnengenossenschaft, mit seinem schwankartigen Lustspiel „Der Glückspilz“ die Zuhörer nicht gerade zu begeistern. Wohl verrät es den alten Bühnenpraktiker, aber was es sonst an Voraussetzungs- und Harmlosigkeit bietet, zeugt nicht von selbständiger Gedankenfülle und geistreichem Witz. Ertragreicher war die Wiedergabe zweier, an sich verschiedener, stofflich aber ähnlicher Stücke von dem Wiener Hugo von Hoffmannsthal und dem deutschfreundlichen Franzosen Romain Rolland. Die Frau zwischen zwei Männern ist bei beiden das Grundproblem. Hoffmannsthal's Einakter „Die Frau am Fenster“ bleibt zwar eine dramatische Belanglosigkeit, vermag aber durch die stimmungsschwere Klangpracht seiner Verse zu fesseln. Rollands „Spiel von Tod und Liebe“ beschwört das französische Revolutionsjahr 1794 mit seinen grellen Gegensätzen von heißeriger Lebenslust und ständiger Todesangst herauf und weiß an dem Schicksal des Philosophen und Mathematikers Courvoisier und seiner Frau eine tiefe menschliche Tragik in seelentündlicher Vertiefung zu gestalten. Wellecks Spielleitung und Wildermanns Bühnenbilder paßten sich im Rhythmus des Zusammenspiels und der Bewegung in Farbe, Form und Beleuchtung der Wesensverschiedenheit beider Werke sorgsam und ausdeutend an. Dr. R.

Walter Flex.

Gedanken zum Geburtstag eines deutschen Dichters (6. Juli 1887).

In meiner Bücherei steht ein schmales, rotes, zerschliffenes Heft, „Das Volk in Eisen“, das mir durch vier lange Kriegsjahre hindurch zum treuen Fahrtgenossen und gleichzeitig Wegweiser zur geistigen „eisernen Ration“ wurde, der „Wanderer zwischen beiden Welten“.

Heute, fast ein Jahrzehnt später, liegen vor mir zwei starke Bände, die „Gesammelten Werke“ von Walter Flex, eben jenem „Wanderer“ und Dichter des „Volkes in Eisen“.

Ich wußte, mit Ausnahme von Theodor Körner, kaum einen Dichter, bei dem sich das aus Vorstellung und Wille ergebende Gesamtbild einer deutschen Welt so stark zur Einheit zusammenschlossen hat wie bei Flex.

Der Niederschlag der Vorstellung: „Es ist nicht damit getan, sittliche Forderungen aufzustellen, man muß sie an sich vollstrecken, um ihnen Leben zu geben.“ („Wanderer zwischen beiden Welten.“) Der Niederschlag des Willens: Am 15. Oktober 1918 wird Flex bei der Einnahme Osels von der tödlichen Kugel getroffen, die ihm den Zeigefinger der rechten Hand abreißt und ihm dann durch den Leib

geht. Flex stürzt vom Pferde. Als ein Landsturmmann auf den Schützen zuspringt, um ihn niederzuschlagen, ruft Flex: „Laß ihn, er hat nur seine Pflicht getan!“ Der herbeigerufene Militärarzt erklärt jeden operativen Eingriff mit Rücksicht auf den starken Blutverlust für ausgeschlossen; die Kugel ist durch den Unterleib gegangen und hat wichtige innere Organe zerrissen. Darauf diktiert Flex seinem Burschen folgende Karte: „Liebe Eltern! Diese Karte diktiert ich, weil ich am Zeigefinger der rechten Hand leicht verwundet bin. Sonst geht es mir sehr gut. Habt keinerlei Sorge. Viele herzliche Grüße! Walter.“ Als der Bursche fragt, ob er wie üblich als Anschrift schreiben soll: „Herrn und Frau Prof. Flex“, sagt der Verwundete lächelnd: „Nein, diesmal nur Herrn Professor, damit meine Mutter nicht erschrickt.“ Am nächsten Nachmittag, bis zum letzten Augenblick im Gespräch mit dem Arzt und den Freunden, ohne sich etwas von den wahnsinnigen Schmerzen anmerken zu lassen, die ihn nach Überzeugung der Ärzte quälen müssen, stirbt er. —

Heute liegen die „Gesammelten Werke“ von Walter Flex vor mir, und ich muß sagen: Ich habe niemals die Gefahr des „Sammelns“

geistiger Werte mehr empfunden als in dem Augenblick, wo ich den zeitlosen „Wanderer zwischen beiden Welten“ und das zeitgeborene und zeitbestimmte „Volk in Eisen“ gebunden fand zwischen anderen Werken; zwischen Werken, die zum größten Teil zurückbleiben müssen, da sie nur Vorstufen und Wegbahnen sind für das Wertvollste, was uns der Krieg an literarischen Schätzen beschert hat, den „Wanderer“.

Wer Zeit und Ruhe und das Gefühl des nicht immer restlos Zufriedenstellteinsvollens in sich trägt, sondern die große Entwicklungslinie erkennen und verfolgen will, der vertiefe sich in die „Gesammelten Werke“, für deren Herausgabe dem Verleger uneingeschränkter Dank gebührt. Wer aber nur wenig Zeit für stille Stunden hat und dann Wert auf Kleinodien legt, sei auf die Einzel„fassungen“ verwiesen. Auf den Büchertisch eines jeden Deutschen, der sich noch — und sei es auch nur gelegentlich — zu dem Goetheschen Gebet hinaufreißen kann: „Gib mir große Gedanken und ein reines Herz!“, gehören — in der Reihenfolge der Aufzählung — „Der Wanderer zwischen beiden Welten“, die Erzählung „Klaus Bismard“, das Fragment „Wolf Eschenlohr“, die Novellenammlung „Zwölf Bismards“ und in ge-

messenem Abstand die Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Kriege: „Wallensteins Antlitz“.

Das deutsche Theater aber — zur Zeit bevorzugter Tummelplatz östlicher, romanischer und angelsächsischer Literaten —, das sich seiner eigentlichen Aufgabe als Stätte deutscher Kultur nur sehr selten bewußt wird und in diesen wenigen lichten Momenten auf „Vatermörder“, „Hintemänner“ und „(zweideutig) fröhliche Weingebirger“ als deutsche „Kulturträger“ zurückzugreifen sich bemüht, sei auf die dramatisch starke Kanzlertragödie „Klaus Bismard“ hingewiesen. —

Das historische Gewand der vor dem Kriege geschriebenen Tragödie — die Verflechtung Klaus Bismards, des Aldermanns der Geschlechter von Stendal und Kanzlers der Mark Brandenburg in die Händel zwischen Fünften und Geschlechtern und den Kampf um Sein oder Nichtsein der Mark — ist nur äußere Hülle für den großen, ewigen Gedanken: Vaterland!

Seine Verkörperung ist auch in unseren Tagen der partikularistischen Eigenbrödelei, des Parteihaders und der Klassenkämpfe zeitlos leuchtendes Vorbild.

Technische Gedenktage für Juli.

1. 7. 1646. Gottfried Wilhelm Fehr. v. Leibniz geboren. Er beschäftigte sich viel mit atustischen und optischen Fragen und hat das Verdienst, die Art der Bewegung der Luft bei Übertragung des Schalles zu entdecken. Er fand früher als Newton die Infinitesimalrechnung oder Differentialrechnung. Auch auf dem Gebiet der Energetik hat er grundlegende Gedanken ausgesprochen. Seine Verdienste um die deutsche Sprache sind unbestritten.
2. 7. 1848. Karl H. Giese in Mostau geboren. Hervorragender Konstrukteur, der mit seinen Konstruktionen den Weltruf der Schichauwerke Elbing, Danzig und Willau begründete.
4. 7. 1846. Wilhelm Julius August Albert gestorben in Clausthal. Erfinder des Drahtseils, das zuerst 1834 auf der Grube Caroline bei Clausthal benutzt wurde.
5. 7. 1833. Nicophore Niepce in Gras bei Chalons gestorben. Erfinder der Camera obscura, der Dunkelkammer, des Asphaltprozesses und der Heliographie.
7. 7. 1752. Josef Maria Jacquard in Lyon geboren. Erfinder der Jacquardmaschine, die, einem normalen Webstuhl zugefügt, jedem Arbeiter gestattet, die verwickeltesten Muster zu weben.
8. 7. 1838. Graf Ferdinand v. Zeppelin geboren auf der „Insel in Konstanz“. Er nahm als General seinen Abschied. Bereits 1873 war er durch Stephans Schrift „Weltpost und Luftschiffahrt“ zu den grundlegenden Gedanken für den Bau eines Luftschiffes angeregt worden, dessen weltberühmter Erfinder er alsdann wurde.
9. 7. 1819. Elias Howe, der Erfinder der Nähmaschine, in Spencer (Nordamerika) geboren.
10. 7. 1821. Karl Culmann in Bergzabern geboren. Begründer der „graphischen Statik“.
11. 7. 1826. Ingenieur Franz Grashof in Düsseldorf geboren. Aus Anlaß des 100. Geburtstages wird an dessen Geburtshause in Düsseldorf vom Verein deutscher Ingenieure eine Gedenktafel enthüllt werden. — Der niederrheinische Bezirksverein des Vereins deutscher Ingenieure wird am 10. Juli in Düsseldorf sein 70. Stiftungsfest feiern, das mit einer Grashof-Gedenkfeier verbunden wird. — Die Stadt Düsseldorf hat eine Grashof-Ehrung bereits durch den Beschluß durchgeführt, einen Teil der Gerhardsstraße (von der Münsterstraße bis zur Eisenbahnbrücke) Grashofstraße zu benennen.
12. 7. 1851. Louis Jacques Mandé Daguerre in Petit-Brie bei Paris gestorben. Erfinder der Photographie auf den Grundlagen von Niepce; unbestritten ist er der Erfinder des Entwicklungsprozesses.
14. 7. 1887. Alfred Krupp auf dem „Hügel“ bei Essen gestorben. Übernahm in seinem 14. Lebensjahr die von seinem Vater gegründete Gußstahlfabrik und brachte sie mit eiserner Willenskraft durch tausend Hindernisse und Schwierigkeiten hindurch zu ihrer bekannten Größe.
17. 7. 1787. Friedrich Krupp, Vater Alfred Krupps, in Essen geboren. Er ist der Pionier des deutschen Gußstahls und Gründer der Kruppwerke. Sein Schicksal war jedoch ein Leben von Enttäuschungen, dessen Ernte in der Zukunft lag.
23. 7. 1835. Gottlob Nathusius in Althaldensleben bei Magdeburg gestorben. Mit seinem Namen ist die Einführung der Rübenzuckerindustrie aufs engste verknüpft, wodurch die Verwendung des Rohrzuckers stark in den Hintergrund gedrängt wurde. Durch ihn erfolgte auch die Einführung der Zichorie.
25. 7. 1809. Ferdinand Redtenbacher stellte die deutsche Wissenschaft des Maschinenbaues auf eigene Füße und befreite sie endgültig von der französischen Schule.
26. 7. 1845. Moritz Friedrich Illig in Darmstadt gestorben. 1805 veröffentlichte er eine Erfindung, Papier in der Masse mit Harz zu leimen, die für die Entwicklung der Papierindustrie und die Erfindung der Papiermaschine von ausschlaggebender Bedeutung war.
26. 7. 1831. Rudolf Ernst Wolf in Magdeburg geboren. Er kann als der Vater des Lokomobilbaues angesehen werden, denn er bildete die Lokomobile zu einer hochwertigen Wärmekraftmaschine aus.
29. 7. 1901. Adolf Bleichert in Leipzig-Gohlis gestorben. Er hat große Verdienste um die Förderanlagen; seine Drahtseilbahnen waren so glänzend durchkonstruiert, daß sie sich vorzüglich bewährten.
30. 7. 1814. Johann Georg Halske in Hamburg geboren. 1844 gründete er in Berlin die mechanische Werkstätte Böttcher & Halske, zu deren Kunden auch der Artillerieleutnant Werner Siemens zählte, mit dem er die Telegraphenbauanstalt „Siemens & Halske“ gründete. Halske hatte „eine geschickte Hand von merkwürdigem mechanischem Taktgefühl“, wie Siemens rühmend von ihm sagt, und war gleichzeitig ein klarblinder, vorsichtiger Geschäftsmann.
30. 7. 1855. Wilhelm v. Siemens in Berlin geboren. Sein größtes Verdienst ist, mit dem Auftreten des Transformators die Bedeutung des Wechselstroms erkannt zu haben und dadurch die Ausführung elektrischer Vollbahnen zu ermöglichen. In dem Zusammenschluß der Starkstrombetriebe von Siemens & Halske und Schudert 1903 zu den Siemens-Schudert-Werken fand er eine glückliche Form zur Vereinigung beider Firmen.
31. 7. 1838. Jean Louis Piedboeuf in Jupille (Belgien) geboren. Er begründete 1863 in Düsseldorf eine eigene Kesselfabrik, die in ihrem Fabrikationsverfahren eine völlige Neuerung darstellte. Als Erster führte er auf dem Puddelwerk die von ihm verbesserte Bowius-Feuerung in die hüttenmännische Praxis ein.

Turnen, Sport und Spiel. Humoristisches und Rätsel

Deutsche Sportchronik.

Deutsche Kampfspiele in Köln. Vom 4. bis 11. Juli 1926 werden in Köln die Deutschen Kampfspiele ausgetragen, die der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen jeweils alle vier Jahre veranstaltet. Aus allen deutschen Gauen, aus Österreich, von überall her, wo deutsche Sprache, deutsches Denken und Fühlen sich in starkem Stolz behaupten, treffen Turner und Sportler zusammen, um sich in frohem Ringen und Messen der Kräfte zu deutscher Volkseinheit, zur Pflege und Erhaltung deutschen Volkstums zu bekennen.

Keine Stadt ist gerade in diesem Jahre würdiger, Deutschlands aufstrebende Jugend vereint bei sich zu sehen, als das befreite Köln, die Hüterin treudeutscher Art und Sitte am deutschen Rhein, keine Stadt besser geeignet, einer solchen Fülle machtvoller Veranstaltungen, wie die II. Deutschen Kampfspiele sie bringen, einen würdigen Rahmen zu bieten und gleichzeitig eine glatte Abwicklung zu gewährleisten. Köln, die Stadt der Meister, hat es verstanden, seit Jahren schon alle auf die körperliche Ertüchtigung gerichteten Turn-, Spiel- und Sportarten zu frohem Wettkampfe in vaterländischer Begeisterung zusammenzufassen und hierin in vorbildlicher Weise anderen Städten den Weg gewiesen. In den drei Kampfbahnen des Kölner Stadions, einer der größten Stadionanlagen der Welt, in den vielen städtischen und privaten Turnhallen, Sportanlagen und Schwimmhallen mit ihren mustergültigen Ankleide-, Bade- und Geräteräumen gelangen die mannigfaltigen Wettkämpfe zum Austrag. In monatelanger Arbeit hat die Kölner Sportgemeinde umsichtig und gewissenhaft den Empfang, die Unterbringung und den Wettkampf der Tausende vorbereitet. Jede Turn-, Spiel- und Sportart findet den gebührenden Platz. Das gesamte Meldeergebnis ist bekanntlich über jedes Erwarten günstig. Weit über 5000 Wettkämpfer haben sich gemeldet, darunter 3000 Turner und 1000 Leichtathleten. Nächste der D.S.B. und der D.T. hat die Deutsche Jugendkraft für Turnen, Leichtathletik und Rasenspiele die größte Zahl der Nennungen abgegeben. Mit gespannten Erwartungen sieht man allenthalben neuen deutschen Bestleistungen entgegen, in froher Zuversicht erwartet man eine nicht unerhebliche Steigerung der Durchschnittsleistungen gegenüber den I. Deutschen Kampfspielen im Jahre 1922. Über alle Bestleistungen aber hinaus werden die Deutschen Kampfspiele am freien deutschen Rhein ein machtvolles Zeugnis geben von der unversiegbaren Kraft unserer Jugend, von dem unversiegbaren Quell der Liebe zu Heimat und Vaterland.

A. S.

Der Ruhrgau der Deutschen Turnerschaft. Der Ruhr-Turngau gehört dem deutschen Turnkreise 8 b (Niederrhein) an. Er beginnt mit dem in der Provinz Westfalen belegenen Stadtkreise Gelsenkirchen und den angrenzenden westfälischen Vereinen, dann erstreckt er seine Grenzen über Essen, Mülheim, Oberhausen bis Duisburg und Hamburg.

Mehr als 100 Jahre sind vergangen, seit die ersten Anfänge des deutschen Volksturnens gemacht wurden. Ein kindliches Spiel von tiefem Ernst war es, was Friedrich Ludwig Jahn in Braunsberg (1809) und in der Hafenheide (1811) zu Berlin schuf. Selbst ein ganzer deutscher Mann, verstand er es, der Jugend neben den körperstärkenden turnerischen Übungen eine tiefgehende Vaterlandsliebe zu vermitteln. In einer Zeit, wie sie der unsrigen in mancher Beziehung gleicht, kann die Tätigkeit Jahns gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wie sehr die aus der Not der Zeit hervorgegangene Turnkunst dem Bedürfnis des Volkes entsprach, zeigt ihr schnelles Aufblühen. Die Beendigung des Krieges (1815) brachte einen Rückschlag, und die später verhängte Turnsperrre ließ die Turnplätze veröden.

Nach Aufhebung der Turnsperrre in den vierziger Jahren erwachte die Turnerei zu neuem Leben. Jahn schloß die Augen am 15. Oktober 1852 für immer, ohne die zukünftige Größe seines Wertes in der Deutschen Turnerschaft ahnen zu können.

Im Jahre 1868 erging von Th. Georgii (Ehlingen) und Rallenberg (Stuttgart) der Ruf zur Sammlung, und vom 16. bis 19. Juni 1860 konnte in Koburg das erste deutsche Turnfest unter Mitwirkung des damaligen Leiters der Deutschen Turnzeitung, Dr. Ferd. Goek (Leipzig), gefeiert und die Gründung der Deutschen Turnerschaft vorgenommen werden.

Die Turnvereine Rheinlands und Westfalens waren bereits zu einer Gemeinschaft, dem Rheinisch-Westfälischen Turnerband, zusammengeschlossen, der 1876 in den 8. deutschen Turnkreis überging. Im Jahre 1870 wurde in Krefeld die Bildung von Turngaue beschlossen, und der Duisburger Turnverein übernahm es, die in Bochum,

Duisburg, Essen, Kettwig, Mülheim, Steele, Sterkrade und Werden bestehenden Vereine zum Duisburg-Essener Gauverband, dem jetzigen Ruhrgau, zusammenzuschließen.

Seit dieser Zeit hat sich der Ruhrgau kräftig entwickelt. Er nimmt mit 110 Vereinen und 15 000 Mitgliedern als größter rheinischer Turngau eine achtungsgebietende Stellung innerhalb der Deutschen Turnerschaft ein und ist bemüht, getreu den Hochzielen der Deutschen Turnerschaft, am Wiederaufbau des Vaterlandes und der Ausgestaltung der deutschen Volksgemeinschaft mitzuarbeiten.

Anschwimmen des Ruhrturngaus in Karnap. Dort, wo die große Zweigert-Brücke an der Grenze zwischen Essen-Altenessen und Karnap den Rhein-Herne-Kanal, im weiteren Verlauf Dortmund-Ems-Kanal genannt, und die dicht daneben fließende Emscher überquert, hat die Bürgermeisterei Karnap eine schöne Badeanstalt errichtet. Das Wasser des Kanals ist klar und sauber, im Gegensatz zu der Emscher, die jetzt nur einen Abwasserkanal darstellt, aber früher ebenfalls ein blüh-sauberes, viele Fische enthaltendes Flüsschen war.

Nach hier hatte nun die turnerische und schwimmerische Oberleitung des Gaues das diesjährige „Gauanschwimmen“ verlegt. Eigentlich sollte es schon am 16. Mai vor sich gehen, aber wegen des an diesem Tage unaufhörlich strömenden Regens waren die Wettkämpfe verschoben worden. Jedoch auch am 30. Mai war das Wetter schlecht, Regengüsse — wenn auch nicht andauernd — und heftiger Wind zeichneten diesen Tag aus. Der Wellenschlag war stark, dazu mußte meistens noch gegen diesen Wellenschlag geschwommen werden, weil der Kohlentahn, der als Absprungstelle diente, so in die Querrichtung des Kanals gelegt war, daß es sich nicht anders machen ließ.

Die Anmeldungen zu den Wettkämpfen waren in starker Zahl eingelaufen, aber infolge des ungünstigen Wetters waren manche Turner-Schwimmerinnen und mancher Turner-Schwimmer ausgeblieben. Das war erklärlich. Sicherlich gehörte Mut dazu, sich von dem hohen Bord des Kohlentahns in das kalte Wasser zu stürzen. Der Turnverein Karnap hatte die Ausrüstung der Veranstaltung übernommen und die Vorarbeiten gut ausgeführt. Gauschwimmwart Pottbeckers hatte die Oberleitung, bestens unterstützt vom Schwimmwart des 2. Bezirks, Kehler (Essen).

Neue Turnerhöchstleistungen. Mit neuen Turnerhöchstleistungen konnten die Pfingstwettkämpfe des Allg. T.- u. Sp.-V. Neuf aufwarten, die bei hervorragender Beteiligung einen großen Erfolg erzielten. Lingnau (V. Eintracht, Dortmund) stellte im Kugelschützen außer Wettbewerb mit 13,59 m eine neue D. T.-Höchstleistung auf (früher 13,32 m) und Rüter (Turnklub Hannover) sprang 1,865 m hoch (bisher Schröder V. Jahn, Neufölln, 1,85 m). Auch im Speerwerfen zeigte außer Wettbewerb Rippig (Styrumer V., Mülheim-Ruhr) mit 55,08 m eine prächtige Leistung.

Sportfest des Akademischen Turnbundes Berlin. Das Sportfest der sechs Korporationen des Akademischen Turnbundes Berlin fand auf dem Hochschulsportplatz Grunewald statt. Gute Leistungen vollbrachte König (A. T.-V. Berlin), der im Weitsprung 6,42 m erreichte und durch prachtvollen Spurt als Schlussmann der 4 × 100-m-Korporationsstaffel siegreich herauslief. Freilübungen, Spiele, Kämpfe der Jugendlichen — hierbei schnitten die Jugendleute des A. T.-V. Arminia gut ab — vervollständigten das durch eine inhaltvolle Ansprache von Prof. Müller (A. T.-V. Kurmark) abgeschlossene Fest.

Reichswettkämpfe in Hannover. Bei den Reichswettkämpfen des Turnklubs und des V. f. L. Hannover stellte Deusch (Braunschweig) mit 3,72 m eine neue Höchstleistung der D. T. im Stabhochsprung auf. Auch sonst brachte das Fest eine Reihe beachtlicher Leistungen, vor allem in den Frauenwettkämpfen. Fr. Junker (Kassel) lief 100 m in 12,6 Sek. und sprang 5,15 m weit; im Hochsprung erzielte Fr. Saake (Turnklub Hannover) 1,40 m.

Das Turnfest des V. C.-Verbandes an deutschen Hochschulen in Bad Blankenburg (Thüringen). Das diesjährige Turnfest der 82 dem V. C. angeschlossenen Turnerschaften fand auf dem an der Schwarzza gelegenen, neu erbauten Turn- und Sportplatz zu Blankenburg statt. Die Angehörigen der Turnerschaften und die Alten Herren hatten sich sehr zahlreich eingefunden; der schöne Platz wurde von Flaggen der

sämtlichen Turnerschaften umrahmt. Der Vorsitzende des Verbandes Alter Turnerschaften, Dr. Petri (Salia-Al.-G., Ilmenau), hieß die jungen Turnerschaften auf dem eigenen Grund und Boden willkommen und übergab den Platz an die vorsitzende Turnerschaft „Salia“ mit den Worten: „So zieht denn ein, ihr jugendfrischen Wettkämpfer, und zeigt, was Ihr gelernt habt als Vorkämpfer des akademischen Turnens und des akademischen Sportes im Sinne unseres Wahl-spruches: Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper!“ Cand. med. Kurt Röder (Salia) dankte im Namen des aktiven V. C. dem Verband Alter Turnerschaften und vor allem dem V. A. T. Thüringen als Vorort für die schwierige große Arbeit, die er mit der Schaffung eines eigenen Turn- und Sportplatzes geleistet hat. Er gelobte: Wir wollen uns heute und auf allen folgenden Festen des Geschenkes würdig zeigen. Der heutige Tag ist ein Markstein in der Geschichte unseres Verbandes, ein Wahrzeichen seiner Geschlossenheit nach innen und nach außen. Die Chargierten der Turnerschaft „Salia“ legten unter Teilnahme von Fahnenabordnungen der Blankenburger Kriegervereine an der Gedekntafel für die im Weltkrieg gefallenen Söhne Blankenburgs an der Stadtkirche einen Kranz nieder.

Am Sonntag begannen die Entscheidungskämpfe des dreitägigen V. C.-Turnfestes. Am Nachmittag zogen die Chargierten sämtlicher Turnerschaften mit Fahnen zum Turnplatz, gefolgt von etwa 400 Wettturnern, die zu allgemeinen Freiübungen antraten. Es war ein prächtiges Bild, als die Chargierten in breiter Front mit wehenden Fahnen über den Platz marchierten und sich gegenüber der Rednertribüne aufstellten. Dr. Petri (Ilmenau) hielt die Festrede zur feierlichen Einweihung des Turn- und Sportplatzes. Er teilte mit, daß das Ehrenmitglied des V. C., Reichspräsident v. Hindenburg, dem V. C. dadurch einen erneuten Beweis seines Wohlwollens gegeben habe, daß er die Genehmigung dazu erteilte, den höchsten Siegespreis Hindenburg-Plakette zu nennen. Der Reichspräsident hatte nachstehendes Begrüßungstelegramm gesandt: „Dem Verband der Turnerschaften auf deutschen Hochschulen sende ich zu seinem 18. Turnfest herzlichen Gruß. Ich wünsche den Veranstaltungen einen schönen Verlauf und den Bestrebungen des Verbandes zur körperlichen Erziehung der akademischen Jugend beste Erfolge.“ Sodann übermittelte Staatsminister Dr. Sattler, selbst Angehöriger des V. C., die Grüße der thüringischen Staatsregierung und gab der Freude darüber Ausdruck, daß der V. C. wieder Thüringen zur Stätte seines Turnfestes gewählt habe. Wenn die thüringische Staatsregierung den Plan des V. C. gefördert habe, so habe sie das in der Überzeugung getan, daß es zum Wohl des Vaterlandes geschehe. Ohne geistige und körperliche Gesundheit könne das deutsche Volk nicht an seinen Wiederaufbau denken. Nach Worten des Dankes an Staatsminister Dr. Sattler gab Dr. Petri das Zeichen zum Beginn der Freiübungen, die ebenso wie das gesamte Turn- und Sportfest unter der Leitung von Professor Dr. Vogt (München) standen.

Leibesübungen im Hause. Der Kampf ums Dasein braucht starke und kampfbereite Naturen. Wer mit schwächlichem oder krankem Körper ins öffentliche Leben hinaustritt, kann nicht bestehen. Leibesübungen haben sich als das geeignete Mittel erwiesen, alle Volksschichten zur Gesundung zu führen. Körperpflege hat jedoch — das ist gleichzeitig erkannt worden — nur dann einen wirklichen Wert, wenn sie regelmäßig betrieben wird, und der Nutzen wird wesentlich erhöht, wenn körperliche Betätigung und das Verständnis dafür schon von früher Jugend an ausgeführt und eingepflanzt werden.

Leibesübungen können nicht nur auf dem Spielplatz und in der Halle betrieben werden, obwohl sie dort naturgemäß am vorteilhaftesten zur Auswirkung kommen, sondern oft werden es allerhand Umstände notwendig machen, sie im Hause auszuüben. Das kommt für viele Erwachsene in Betracht, die durch berufliche Tätigkeit in den Abendstunden verhindert sind, zur Turnhalle zu gehen, oder für Mütter, denen die Hausarbeit und die Beaufsichtigung kleiner Kinder nicht die Möglichkeit zum Fernbleiben von Haus läßt, und schließlich für diese Kinder selbst, soweit sie noch nicht zur Schule gehen, oder in den allerersten Schuljahren, wo der Turnunterricht eigentlich nur als Spiel durchgeführt wird. Leibesübungen im Hause sind demgemäß auch kein Turnen oder Sport im Hause, wie wir es in der Schule kennen und wie es in der Halle und auf dem Sportplatz betrieben wird, sondern sie sollen für die Kinder nur der Weg sein, sie zu freudigen Anhängern täglicher Körperpflege zu machen, für die Erwachsenen die notwendige Ausgleichsarbeit gegenüber den mannigfachen Schädigungen des tagtäglichen, insbesondere des beruflichen Lebens. Es ist vielen Eltern nicht bekannt, daß ihren Kindern eine unter fachmännischer Aufsicht geübte körperliche Erziehung nützt, und gerade in den wohlhabenderen Kreisen fehlt es vielfach daran. Diesen Kindern wird ja meist jede Arbeit durch das Kindermädchen oder andere Bedienung abgenommen. Sie werden verzogen und lernen nicht, ihren Körper richtig und praktisch zu gebrauchen. Das ist auch erklärlich, wenn man bedenkt, daß solche Kinder meist zu „artigen“ Menschen erzogen werden, die stets hübsch zu Hause bleiben müssen und nicht auf der Straße umhertollen dürfen, weil das

ein „feiner Junge“ nicht tut. So werden sie ungeschickt und bleiben es ihr ganzes Leben lang, wenn sie nicht später aus eigenem Antrieb zur Einsicht kommen, was an ihnen durch eine solche falsche Erziehung gesündigt worden ist. Da viele Eltern ihre Kinder auch nur selten nackt sehen, können sie körperliche Schäden nicht feststellen, um so mehr, als ihnen auch die Fähigkeit dazu fehlt, und so sind sie dann erstaunt, wenn sie durch den Turnlehrer auf Körperschäden aufmerksam gemacht werden. Deshalb ist es Pflicht der Eltern, wo es irgend möglich ist, ihren Kindern im Hause auch Unterricht in der Körpererziehung erteilen zu lassen, gerade so wie man es für die Nachhilfe in wissenschaftlichen Fächern vollkommen gewohnt ist, und wo dieser Turnunterricht nicht durch einen Turnlehrer erteilt werden kann, weil vielleicht die Mittel dazu fehlen, müssen die Eltern oder älteren Geschwister sich dieser Mühe unterziehen.

Wie soll denn ein solcher Unterricht im Hause beschaffen sein? Er muß zunächst Freude an der körperlichen Bewegung schaffen. Dabei soll jeder seinen Körper kennen lernen, indem er ihn in seinen verschiedenen Bewegungen beobachtet, verbessert und vervollkommenet, und neben der körperlichen Betätigung sollen gleichzeitig die geistigen Eigenschaften zur Ausbildung kommen. Niemals dürfen Leibesübungen im Hause schematisch betrieben werden, niemals übertrieben. Wichtigster Grundsatz ist Einfachheit. Übungen, die Herz und Lunge stärken, sind am wichtigsten. Neben der Einfachheit steht der praktische Wert und die Nützlichkeit. Die Frage nach irgendwelchen „Systemen“ ist also überflüssig, denn es kann sich nicht jeder mit all diesen körperlichen Erziehungsmethoden beschäftigen und auseinandersehen, und außerdem kommt es nur auf den Inhalt und inneren Wert der Übungen sowie auf ihre gute Durchführung an.

Anm. der Schriftleitung: Wir werden in einem der nächsten Hefte aus berufener Feder einen Aufsatz „Tägliche Übungen“ bringen, der, durch Bildbeigaben unterstützt, unsere Lesern Richtlinien und Anleitungen für eine wissenschaftlich einwandfreie körperliche Erziehung durch Leibesübungen im Hause geben wird.

Was tut der Jugend not? Weichheit und Schläffigkeit ist bei unserer Jugend in viel zu weitem Maße vertreten. Worin mag das seine Ursache haben? Um Körperkraft und Gesundheit zu erlangen, ist eine gute Ernährung Voraussetzung. Darunter ist kein Schlemmen in Mengen von nur leckeren und teuren Speisen zu verstehen. Auch kein übermäßiges Vollpressen des Magens kann da zum Ziele führen. Viel richtiger ist es, eine einfache, derbe Nahrung mit reichlicher Abwechslung in Mäßigkeit zu genießen. Alle Eltern haben da die Pflicht, sich um Ernährung und Erziehung der Jugend eingehend zu kümmern. Greift es nicht auch zu gleicher Zeit mit in die Erziehung hinein, darauf zu achten, daß die Kinder nicht durch übermäßig viel Schleckereien ins falsche Fahrwasser geraten? Ganz abgesehen davon, daß es für den Körper nicht die denkbar besten Folgen hat, darf die Jugend nicht jeden in die Hand kommenden Pfennig mit größter Schnelligkeit in dem nächsten Laden in Leckereien umsetzen. „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert!“ Dieses alte Wort hat auch heute seine Bedeutung wiedergewonnen, trotzdem sich auf diesem Gebiete leider noch immer und vielleicht auch noch jahrelang die nachteiligen Folgen der Inflationszeit bemerkbar machen. Eigentlich sollte man annehmen, es sei mit dem Geldausgeben für die genannten Zwecke nicht so schlimm wie vor dem Kriege, da die Verdienstmöglichkeit heutigen Tages viel schwerer ist als früher. Tadele ich also hier dieses wirtschaftliche Handeln der Jugend, so ist sie nicht der schuldige Faktor, sondern die Sünde liegt lediglich allein auf Seiten der Erzieher, denn sie haben die Aufgabe, die noch nicht selbstständig handelnde Jugend auf den rechten Weg zu führen, und sie sind es auch, die das Geld verdienen und somit das Recht und die Pflicht haben, es nutzbringend anzulegen und es nicht den Kindern zum unnützen Verschwenden zu geben. Sie haben die Aufgabe, den Sparsinn der Jugend zu bilden, damit diese, wenn sie später einmal selbst verdient, das Geld schätzen und damit recht zu haushalten versteht. Früher wurde manches bei der männlichen Jugend, was in der Kindheit versäumt war, beim Militär nachgeholt. Für die körperliche Erziehung war diese Zeit durchaus segensreich für den jungen Mann. Mancher Schwächling wurde da durch ein regelmäßiges, solides Leben bei gesunder, kräftiger Nahrung, reichlicher Bewegung in frischer Luft und peinlicher Sauberkeit zu einem kräftigen, gesunden Menschen herangebildet. Nun aber ist uns diese Schule verloren. Deshalb müssen wir unserer Jugend in den Schulen, Turn- und Schwimmvereinen hierfür einen Ersatz schaffen. Sie muß und will Betätigung haben. Findet sie sie hier nicht, so sucht sie sich bei anderen Gelegenheiten vorzudrängen, und da geschieht es dann zu leicht, daß sie auf Irrwege gerät. Arbeitet sie sich aber auf den Turn- und Sportplätzen müde, so ist die hingeebene Kraft gut verzinst angelegt. Der äußere und innere Organismus wird durch stetiges Wiederholen gekräftigt. Mag auch mancher Schweigetrophen fließen und mag auch manches Angstgefühl an ihrer Seele vorbeiziehen, es ist nur von Augen. So nur kann die Jugend spielend an Mühe und Lasten des Lebens gewöhnt werden. Hier heißt es: „Ich kann und ich will es, und dann ist es erreicht.“

Rätsel.

Schachede des „Werk“.

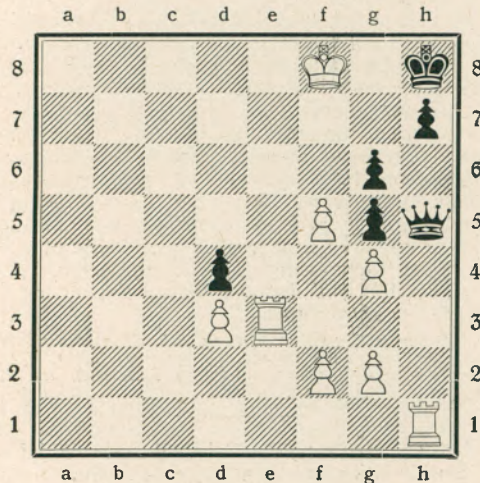
Bearbeitet von G. Vollmer.

Aufgabe Nr. 12.

Von Dr. von Gottschall, Görlitz.

(Nationales Aufgabenturnier des Deutschen Schachbundes 1925;

Motto: „Die schwarze Dame“.)



Stellung der Steine:

Weiß: Kf8; T(2)e3, h1; B(5)d3, f2, f5, g2, g4; (8)
Schwarz: Kh8; Dh5; B(4)d4, g5, g6, h7; (6)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

— Eine mehr endspielartige Aufgabe, bei welcher der Kampf der schwarzen Dame gegen die zwei Türme dramatisch fesselt! Für die richtige Lösung dieser Aufgabe schreiben wir in unserem Problemlösungsturnier 3 Punkte gut. —

Aufgabe Nr. 13.

Von W. Seib, Bremen.

Stellung der Steine:

Weiß: Kb3; Dd2; Te8; S(2)g4, h4; La8; B(2)b6; e6; (8)
Schwarz: Ke4; Db7; Lc8; Bd6; (4)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

— Für diese für einen Zweizüger umfangreiche Aufgabe vergüten wir 2 Punkte für die richtige Lösung.

Weitere Winke für Anfänger.

- Man entwickle immer erst die Springer, später die Läufer. (Dr. Laster.)
 - In einer Positionspartie versuche man, die Bauernmajorität auf dem Damenflügel zu bekommen. (Steinitz.)
 - Offene Linien ermöglichen fast immer einen gefährlichen Angriff. (Rubinstein.)
 - Ein Springer auf b6 steht stets schlecht. (Tarrasch.)
- Durch diese Grundsätze einiger Großmeister seien die „Winke für Anfänger“ fortgesetzt. —

Lösung von Aufgabe Nr. 10.

D. Przepiorka.

Weiß: 1. Db2 — c2 Schwarz: 1. d5 × e4
2. Lg2 — f1 und matt i. n. Züge
1. — — — — — 1. d5 — d4
2. Se3 — c4 und matt i. n. Züge
1. — — — — — 1. Tf7 — f2
2. Sd1 — b2 und matt i. n. Züge.

Richtige Lösungen sandten ein:

Aufgabe Nr. 10: Hans Puze, Preßburg (Tschechoslowakei); Kleinhorst, Röhlinghausen; H. Maßner und M. Figueras, Cornella de Llobregat (Spanien).

Das Fünfzehnerspiel.

Dieses Spiel tauchte vor ungefähr 50 Jahren in Deutschland unter dem Namen „Fünfzehnerspiel“, in Frankreich unter dem Namen „Jeu du taquin“, in England unter dem Namen „Fifteenth-Puzzle“ auf und wurde, ähnlich wie das Kreuzworträtsel heute, schnell zum europäischen „Modenspiel“, um fast ebenso schnell wieder gänzlich in Vergessenheit zu geraten. Als ohne große Mühe leicht herstellbares Geduldspiel dürfte seine Ausgrabung vielleicht einiges Interesse beanspruchen.

Das aus Amerika stammende Spiel beruht auf folgender Grundlage: In einem quadratischen Rästchen, das für 16 gleich große Steine mit quadratischer Oberfläche gerade Platz hat, aber nur 15 mit den Zahlen 1 bis 15 beschriebene und sich berührende Steine enthält, sollen diese in beliebiger Reihenfolge liegenden Steine durch bloßes Verschieben so eingeordnet werden, daß die Zahlen aufeinander folgen.

Beispiel:

Anfangsstellung

1	6	2	3
5	10	7	4
11	8	12	15
9	13	14	

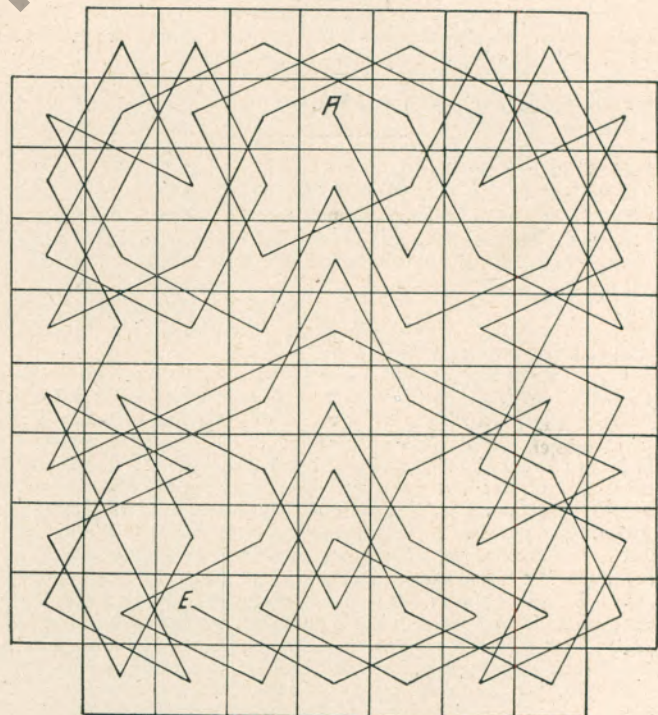
Endstellung

1	2	3	4
5	6	7	8
9	10	11	12
13	14	15	

Rahmen und Steine können auch mittels Laubsäge aus Zigarrenkistenholz angefertigt oder aus Pappe ausgeschnitten werden. — Eine allgemeine Besprechung des Problems sowie die Lösung der vorstehenden Aufgabe erfolgt im nächsten Heft.

Auflösung des Rätsels in Heft 3.

Rätselsprung.



Willst ungestraft du alle Tiefen sehen,
mußt du dem Schiff der Lüfte gleich in Himmelshöhen gehen;
willst echte, rechte Freude du erleben,
muß dir dein Herz erst vor dem Leide beben.
Und soll der Abendsonne Purpurglut
dir deine Stirne freudig küssen,
muß sie des Abends süßen Frieden in deiner Seele wissen.

Liebener

Büchermarkt.

M. P. Mussorgski. Von Oskar von Riesenmann. (2. Band der Monographien zur russischen Musik.) Mit zwei Bildnissen und einer großen Notenbeilage. Preis broschiert 12,— Mk., in Ganzleinen 15,— Mk. (Drei-Masken-Verlag, München.)

Wenn man heute ein Werk dieses vor 45 Jahren verstorbenen Tonichters hört, so muß man sich immer wieder verwundert fragen, wie es möglich war, daß er bis vor verhältnismäßig sehr kurzer Zeit völlig unbekannt war. Das hat schwerwiegende Gründe. Denn der verarmten alten Adel Entstammende war sein ganzes Leben hindurch auf untergeordnete Beamtenstellungen angewiesen, weil sein künstlerisches Schaffen durch seine große Zurückhaltung und durch die Hintansetzung seitens verschiedener maßgebender Persönlichkeiten und Körperschaften selbst im Heimatlande fast völlig unbeachtet blieb. Hinzu kommt noch, daß unter seinen Werken vieles unvollendet blieb und deshalb später von fremder Hand bearbeitet werden mußte. Auch stießen anfangs einzelne Stileigentümlichkeiten auf Widerstand. Nun aber hat die Zeit darüber entschieden, daß dieser Russe den größten und genialsten Tondichtern zuzuzählen ist. Besonders sein großes musikalisches Volksdrama „Boris Godunoff“ und die Klavierstücke „Bilder einer Ausstellung“ haben bereits Weltgeltung erlangt. Es ist dem Verfasser dieses Buches sehr hoch anzurechnen, daß er trotz allen Schwierigkeiten, die darin bestanden, den fast verriegelten Quellen über das Leben nachzuspüren, ein klares und deutliches Bild dieses erschütternden Leidensweges nachzeichnet. Außerdem gibt er auch über die kulturellen Verhältnisse Rußlands und den Charakter der einzelnen Werke erschöpfende und fesselnde Auskunft. Das wertvolle Buch wird ergänzt durch eine umfangreiche Beilage, die u. a. die zum erstenmal veröffentlichte Urfassung einer Szene aus „Boris Godunoff“ enthält.

Fritz Rahm. Das Leben des Menschen. Eine vollstümliche Anatomie, Biologie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Drei Bände. Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde. Frandh'sche Verlagshandlung. Jeder Band 15,— Mk.

Über alle möglichen Dinge gibt es ausführliche Darstellungen, aber über den Mittelpunkt der Erscheinungen, den Menschen selbst, hat das Schrifttum aller Völker bisher noch keine eingehende Betrachtung hervorgebracht.

Wir kennen darüber nur Einzeldarstellungen, Turn-, Gesundheits- und Krankheitsbücher verschiedener Art. Aber die „hohe, herrliche Erscheinung, schönster von allen Gedanken des Schöpfers“, wie Schiller ausruft, oder, wie es Nietzsche in die Worte faßt: „Großartiger als Sturm und Gebirge und Meere ist der Menschensohn“, diese einzigartige Erscheinung im Gesamtbild der Natur, ist, so seltsam es klingen mag, vom Menschen selbst bisher stark vernachlässigt worden. Der Verfasser hat es vorzüglich verstanden, diese Lücke auszufüllen und uns im regelrechten Aufbau die großartige Erscheinung vorzuführen, die Mensch heißt, die Krone der Schöpfung. Alles das, was die moderne Wissenschaft auf diesem Riesengebiet in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat, diese unendliche Fülle der Entdeckungen, die auch mit Hilfe unzähliger Apparate und Instrumente zutage gefördert wurden, sind in diesem verdienstvollen Werk zu einem abgeschlossenen Gesamtbild vereinigt. Schon beim Anblick der zahllosen Abbildungen, womit das ganze Werk ausgestattet ist, bekommen wir einen Einblick in die Schönheit des Mikrokosmos und schauen hinein in die Urformen der Entstehung und Entwicklung unsers Geschlechts. Wir sehen, wie die Erscheinung Mensch aus der Urzelle zum Weltbeherrscher wird.

Walter Flex. Gesammelte Werke. C. H. Beck, München 1926. Zwei Ganzleinenbände mit über 1000 Seiten, zusammen 16,— Mk.

Einzelausgaben: „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ (225. Tausend) geb. 2,20 Mk. „Wolf Eschenlohr“ (40. Tausend) geb. 2,50 Mk. „Wallensteins Antlitz“ (49. Tausend) geb. 2,40 Mk. „Klaus von Bismard, eine Kanzlertragödie“ (27. Tausend) geb. 2,50 Mk. Sämtlich bei C. H. Beck, München. „Zwölf Bismards“, Novellen. Verlag Otto Janke, Berlin. „Klaus von Bismard“, Erzählung. Quellverlag, Stuttgart.

Erwerbslose Großstadtjugend. Ein Düsseldorf-er Erziehungsversuch an erwerbslosen Jugendlichen. Herausgegeben vom Verwaltungsausschuß des öffentlichen Arbeitsnachweises Düsseldorf Stadt und Land. 100 Seiten, 8 Bilder. Verlag Trojanaki, Düsseldorf.

Sehr lezenswerte Denkschrift, die über den Kreis der Sozialpolitiker hinaus allgemeines Interesse beanspruchen darf.

Die in den Roman „Gipfel und Abgrund“ auf Seite 19 und 20 eingefügten Bilder sind mit gütiger Genehmigung des Verlegers den „Deutschen Alpen, ein Bilderbuch mit 100 Bildern“ (Einhorn-Verlag, Dachau bei München) entnommen. — Die Veröffentlichung der in den Artikel „Von der Schönheit der Heimat“ eingegliederten Bilder verdanken wir dem Werk „Deutschland, Baukunst und Landschaft“, von Kurt Hiescher. Wasmuth-Verlag, Berlin. — Sämtliche Bilder sind gegenüber den Originalen stark verkleinert. Wer nicht in der Lage ist, sein deutsches Vaterland zu durchstreifen, sei auf die genannten beiden Werke, von denen insbesondere das letztgenannte sich durch seine wahrhaft künstlerische Reproduktionstechnik auszeichnet, hingewiesen.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 4 (VI. Jahrgang, Juli 1926): Volkswohlfahrt und Volkssport. Von Staatssekretär a. D. Dr. Sewald. S. 1. — Unfallgefahr und Rettungswesen im Bergbau. Von Schulz-Nadler. 4 Abb. S. 2. — La Somera. Reiseerinnerung. Von Prof. C. Sagel. 10 Abb. S. 7. — Vom Deutschen Institut für technische Arbeitschulung. Von Dr. P. Osthold. S. 12. — Deutsche Handelsluftfahrt 1926. Von C. Kredel. 3 Abb. S. 15. — Roman: Gipfel und Abgrund. 3. Forts. 2 Abb. S. 18. — Sternfahrt. Von L. Morry. S. 22. — Erwerbslose Großstadtjugend. 2 Abb. S. 25. — Geld. Plauderei von M. R. Böttcher. S. 27. — Vom Wesen der Gymnastik. Von Hilde Hofmann.

S. 28. — Große Ausstellung Düsseldorf 1926. III. 2 Abb. S. 29. — Von der Schönheit deiner Heimat. Von H. Priebe. 9 Abb. S. 32. — Ferienpläne. Von C. Prieß. S. 36. — Lobgesang. Gedicht von H. Waechter. S. 36. — Vom rechten Wandern. S. 37. — Wanderlied. Von O. Ludwig. S. 38. — Ferienheime für Handel und Industrie. Von Dr. Rudorff. 3 Abb. S. 38. — Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr. S. 41. — Walter Flex. S. 42. — Technische Gedenktage für Juli. S. 43. — Turnen, Sport und Spiel. Humoristisches und Rätsel. S. 44. — Büchermarkt. S. 47. — „Das Wert“ im Spiegel der Tagespresse. S. 48.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Wert“ kann durch die Post, den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigem Umschlag) 12,— M., Einzelheft 1,20 M. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Wert“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8,50 M., Einzelheft 0,80 M.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6,— M., Einzelheft 0,50 M.. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher 1611.

„Das Werk“ im Spiegel der deutschen Tagespresse:

Münchener Neueste Nachrichten: Unter den vielen vorzüglichen Werkszeitungen, die deutsche Unternehmungen herausgeben, nimmt „Das Werk“ eine Sonderstellung ein. Das ist nicht, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, eine Zeitschrift, die Werksbeschreibungen, technische und wirtschaftliche Erfahrungen veröffentlicht, immer mit der Absicht, die Aufmerksamkeit der technischen und wirtschaftlichen Welt auf die Erzeugnisse der in der Gruppe zusammengefaßten Werke hinzulenken, das ist eine der besten Kulturzeitschriften, die wir augenblicklich in Deutschland haben.

Rheinisch-Westfälische Zeitung, Essen: „Das Werk“ verdient auf Grund seiner gediegenen Ausführung und seines reichhaltigen Stoffes . . . einen besonderen Platz einzunehmen.

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin: . . . „Das Werk“ steht den besten Fachblättern irgendeines buchhändlerischen Verlegers inhaltlich nicht nach. . .

Schwäbischer Merkur, Stuttgart: Die Übung großer industrieller Unternehmungen, durch eigens ins Leben gerufene Zeitschriften den auf ihren Werken Beschäftigten geistige Anregung und das Gefühl inneren Verbundenseins mit der Gesamtheit des Betriebes zu geben versuchen, hat erfreulicherweise immer weiteren Umfang angenommen, und wir haben ja auch in Württemberg schöne Beispiele dafür. Als eine vorbildliche literarische Erscheinung dieser Art ist „Das Werk“ zu bezeichnen. . . gediegen und reich ausgestattet, bestrebt, von allem nur das Beste zu bieten, in einer sprachlichen Sauberkeit und künstlerischen Form, die auch dem letzten Arbeiter des Konzerns entlegenere Wissensgebiete erschließt, ohne daß dabei in verwässernde „volkstümliche“ Darstellung verfallen würde. . . Wie gesagt: „Eine vorbildliche Leistung“.

Dortmunder Zeitung, Dortmund: Unter den Industrie-Zeitschriften . . . verdient „Das Werk“ an erster Stelle genannt zu werden. Die äußere geschmackvolle Ausstattung deckt sich mit dem geistigen Gehalt der Aufsätze, beides steht auf der Höhe.

Münchener Neueste Nachrichten: „Das Werk“. Bereits in Nr. 18 der „Fortschritte der Technik“ vom 24. Mai 1924

haben wir diese ganz vorzüglichen Monatsblätter kurz besprochen. Jedes Heft nimmt man mit großem Vergnügen in die Hand und legt es nach Durchsicht mit immer wachsender Bewunderung nieder. . . Der Inhalt aller Hefte bietet in bunt wechselnder Reihe Beiträge aus allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Kultur, aus der Kunst ebenso wie aus der Literatur, Musik, Technik und Wissenschaft. . . Es wäre zu wünschen, daß die heute in Deutschland so propagierten „Magazine“ sich ein Beispiel an dem „Werk“ nehmen würden, in dem gezeigt wird, wie eine gut und mit edlem Sinn geführte Monatschrift aussehen soll.

Düsseldorfer Zeitung: „Das Werk“ gehört heute zu den großen deutschen Monatsrevuen, die beachtet werden und ihren Lesern etwas zu sagen haben. Hier im Westen steht „Das Werk“ an der Spitze aller periodisch erscheinenden Zeitschriften. Die Aufmachung der Zeitschrift kann vorbildlich genannt werden. . . Die Redaktion des „Werk“ leistet Kulturarbeit im besten Sinne des Wortes.

Deutsche Bergwerks-Zeitung, Essen: Ohne Gefahr zu laufen, zuviel zu sagen, glauben wir aussprechen zu müssen, daß die Monatsblätter . . . die besten ihrer Art sind. . . insbesondere durch ihre künstlerische Ausstattung, zu der bekannte und aufstrebende Künstler beitragen, äußerst wertvoll. . . Ein reichhaltiges Feuilleton und die Berücksichtigung der verschiedenen Interessen des Leserkreises (Sport, Schach, Theater usw.) vervollständigen das Bild einer Werkszeitung, die weit über den ursprünglichen Leserkreis hinaus mit Recht verbreitet zu sein verdient.

Schwäbischer Merkur, Stuttgart, vom 9. März 1925: . . . eine künstlerisch wie literarisch gleich wertvolle Monatsschrift. . . Auch über die Kreise der Angestellten des Konzerns hinaus findet die Monatsschrift viele dankbare Leser.

Süddeutsche Zeitung, Stuttgart: „Das Werk“ ist nicht nur eine Werkszeitschrift, um die die Angehörigen der Montangruppe zu beneiden sind, sondern auch eine Monatsschrift von allgemeinem Rang, die im freien Wettbewerb mit an der Spitze stehen würde.

„Das Werk“

ist am 1. Juni 1926 zur „Monatsschrift der Vereinigten Stahlwerke“ geworden. Im April 1921 als „Monatsblätter der Rheinelbe-Union für sämtliche Angestellten und Arbeiter“ gegründet, haben sich die Blätter in den fünf Jahren ihres Bestehens allmählich zu „einer der besten deutschen Kulturzeitschriften entwickelt, die wir augenblicklich in Deutschland haben“. Ein prüfender Vergleich mit den wenigen wertvollen deutschen Monatsblättern wird dieses von unparteiischer Seite abgegebene Werturteil bestätigen. Ein die Bezugspreise abwägender Blick — die heutige Wirtschaftslage zwingt jeden zur Pfennigrechnung, insbesondere leider dort, wo es sich um kulturelle Werte handelt — muß zu der Erkenntnis führen, daß gleich Wertvolles sonst mit mindestens doppeltem Preise erkaufte werden muß. Die Überlegung, daß drei, höchstens fünf Exemplare einer Tageszeitung, überflogen und im nächsten Augenblick achtlos beiseite gelegt, die gleiche geldliche Aufwendung verlangen wie eine Monatsschrift, die, am Jahresschluß geschmackvoll gebunden, eine wertvolle Zierde des Bücher-schranks bildet, sollte zum Nachdenken Veranlassung geben.

Die neue verbreiterte Grundlage wird mehr noch als bisher dazu führen, dem „Werk“ den Charakter einer die wirtschaftlichen und kulturellen Fragen der Gegenwart erfassenden Rundschau zu geben, welche es sich zur Aufgabe setzt, die Vielgestaltigkeit der Beziehungen des einzelnen zu der Zeit und zu den Zeitströmungen zu ordnen und von den verschiedensten Seiten aus zu beleuchten.

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes: „Der Ingenieur als Erzieher.“ Von Prof. Dr. Horneffer, Gießen. — „Antike Technik.“ Von Dr. P. Martell. — „Vom Absterben und Wiedererwachen der deutschen Volksseele.“ Von Hugo Kräger. — „Schleuderguß.“ Von Dr.-Ing. Pardun. (Illustr.) — „Vom Wesen der Verbrennung und Atmung.“ Von Prof. Dr. C. Gagel. — „Allerlei von japanischen Hochzeitsgebräuchen.“ Von Dr. P. Ostwald. — „Ein gefährliches Tauchmanöver in 1000 Meter Wassertiefe.“ (Illustr.) — „Luftsprung über Deutschland.“ (Illustr.)